



Erlebnisse auf See und an Land

— von —

A. G. Hayken.



Flora Hayssen.
New Holstein,
Wis.

Flora Barbara Hayssen geb. 7. 9. 1883 in New Holstein, Calumet, WI, gest. 17. 1. 1958, unverheiratet, Enkelin des Autors.

Vorwort der Bearbeiter

Adde Gerhard Hayssen verfasste in den Jahren 1882—1888 seine Erinnerungen als Kapitän und Unternehmer unter dem Titel *Erlebnisse auf See und an Land*. Der Verfasser ließ sein in der deutschen Sprache abgefasstes Werk in Amerika drucken.

Adde Gerhard Hayssen, geb. 30. November 1811 zu Strohausen, gest. 6. Mai 1889 in New Holstein, Wisconsin, wurde am 21. Januar 1841 in Rodenkirchen (Stadland Rodenkirchen) mit *Charlotte Marie Catharina Morisse* (1814—1899) getraut; von ihren sieben Kindern wurden sechs erwachsen und heirateten. Die Familie wanderte 1859 nach Nordamerika aus, nachdem er jahrzehntelang als Kapitän von Segelschiffen und Partenreeder von seiner Heimat an der Unterweser aus Nord- und Ostsee sowie die Weltmeere bereiste.

Der in Fraktur gesetzte Originaltext wurde verhalten in die derzeitige deutsche Rechtschreibung übertragen. Eine Übersetzung ins Englische liegt bereits seit 1960 vor. *)

In eckige Klammern gesetzten Zahlen sind Seitenzahlen des Originals.

Ein [Geografischer Index](#) wurde zu dieser Ausgabe erstellt und dem Text angefügt.

Links zum *Faksimile der gedruckten Originalausgabe* und zur *Digitalversion* sind [am Ende](#) angegeben.

Das der Bearbeitung zugrunde liegende Exemplar ist Eigentum von *Marvin A. Hayssen*, Waukesha, Wisconsin, und steht grafisch unter seiner [Website](#) zur Verfügung; er ist Urenkel des Autors Adde G. Hayssen.

Münster, im Dezember 2014

Almut und Wilhelm Große-Nobis

Danksagung

Almut und Wilhelm Große-Nobis, Münster, haben die seit 2002 geplante und 2014 abgeschlossene Bearbeitung vorgenommen.

Ihnen beiden danke ich auch an dieser Stelle herzlich für langjährige, erfolgreiche gemeinsame Arbeit an der Familiengeschichte.

Waukesha, Wisconsin, in December 2014

Marvin A. Hayssen.

mhayssen@hotmail.com

© 2014 Marvin A. Hayssen. All rights reserved.

*) Frieda Gamper, *Adventures on Land and Sea*. English translation of the German original. University of Wisconsin-Madison: [Historical Society Library](#) 1960. Book 86 leaves; 29 cm (1994 printing), Pamphlet Collection, Call No.: 94-1002.

Erlebnisse

— auf —

See und an Land

— von —

A. G. Hayßen.



Erlebnisse

— auf —

See und an Land

— von —

A. G. Hayßen.





Auf vielseitiges und mehrfaches Zureden meiner Kinder und mehrerer Freunde, meine Erfahrungen und Erlebnisse auf Papier zu bringen, bin ich endlich zu dem Entschluß gekommen, dieses zu versuchen, und so weit meine Erinnerungen gehen, werde ich Alles nur wahrheitsgetreu mittheilen. Ich muß mein Gedächtnis ziemlich in Anspruch nehmen, denn in den erlittenen Schiffbrüchen sind auch meine Bücher und Papiere verloren gegangen. Daher darf der Leser sich nicht dem Glauben hingeben, als habe er einen Roman oder eine Dichtung vor sich. Er hat nur die Wahrheit, wenigstens was ich für Wahrheit halte, vor sich. Andere mögen denken, was sie wollen. Auch muß der Leser nicht erwarten, daß ein großer Schriftsteller zu ihm spricht, sondern nur ein einfacher, alter Seemann, der manche Stürme mitgemacht und dessen Leben einige Mal nur an einem Faden hing. Wenn nun der Leser etwas finden sollte, was vielleicht nicht so ganz auf Schriftstellermanier ausgedrückt ist, so wird er es entschuldigen und irgendwelche Fehler selbst corrigiren.

Chilton, 2. Januar 1882.

A. G. Hayssen.

Am 30. November 1811, Abends 7 Uhr, wurde ich zu Str . . an der Weser geboren. Ob ich dieses nun noch aus Erinnerung weiß, weil ich doch dabei war, oder ob es später meine Mutter zu mir gesagt hat, will ich dem Leser überlassen.

Wie ich nun in die Schuljahre kam, ging ich mit meinen älteren Geschwistern in unsere Dorfschule in [Rodenkirchen](#) bis zu meinem elften Jahre. Im Herbst und Winter waren die Wege häufig sehr schlecht, so dass wir meistens ziemlich hohe Stiefel anziehen mussten, um den Dreck und das Wasser durchwaten zu können. Dann mussten wir den ganzen Tag mit den nassen Stiefeln in der Schule sitzen. Die Folge davon war, dass ich im Winter häufig mit erfrorenen Füßen zu Hause sitzen und die Schule versäumen musste. Um diese Zeit kam ein Krämer aus [Stotel](#) im Hannöverschen häufig zu uns, um Mehl, Graupen, Öl etc. einzukaufen, weil diese Artikel auf unserer Windmühle fabriziert wurden. Dieser Krämer, der mich wahrscheinlich beobachtet hatte, erzählte meinem Vater, dass sie einen recht guten Pastor hätten, der solche Jungen, wie ich damals war, in Kost und Logis nähme und ihnen zugleich Unterricht erteile mit Einschluss von Latein, Englisch und Französisch. Da nun der Unterricht in unserer Dorfschule, abgesehen von Lesen, Schreiben und Rechnen, zum größten Teil im Auswendiglernen von Bibelsprüchen, Gesängen und des Katechismus bestand, wurde beschlossen, mich diesem Pastor in Kost und Pflege zu geben und außerdem an seinem gewöhnlichen Unterricht, sowie am Unterricht in Englisch und Französisch teilnehmen zu lassen, wofür jährlich 90, schreibe neunzig, Reichsthaler bezahlt werden, und meine Eltern mein eigenes Bett stellen mussten. Was nun mein alter, guter Vater für Pläne mit mir hatte, erfuhr ich erst später. Ich sollte hauptsächlich Englisch und Französisch lernen, damit ich später in [Bremen](#) in irgend einem Comptoir für den Kaufmannsstand ausgebildet werden konnte. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.“

Wenn wir in der Unterrichtsstunde waren, kam es sehr häufig vor, dass der Herr Pastor abgerufen wurde: entweder wurde eine [6] Geburt angezeigt oder ein Tod angemeldet, oder irgend eine andere kirchliche Amtsverrichtung rief ihn ab. In diesen Pausen spielten wir mit Knöpfen und Marbeln oder malten auf der Tafel und trieben sonstigen Unsinn. Wenn sich dann

die Tür öffnete und der Herr Pastor wieder zum Vorschein kam, hatte natürlich jeder seine Nase im Buche. Wenn wir Vokabeln auswendig lernen sollten, wussten wir dieselben gewöhnlich nicht, denn Strafe gab's nicht, und was wir heute nicht taten, konnte ja morgen getan werden, und für 90 Reichsthaler kann man auch mal fünf gerade sein lassen.

Wir waren unserer fünf aus dem [Oldenburgischen](#), und in der ersten Zeit hatten wir auch einen Engländer. Außer den sechs eigenen Sprösslingen des Pastors besuchten noch 8—10 Kinder aus dem Dorfe unsere Schule.

Wenn ich in den Festtagen nach Hause kam, was 3—4 Mal des Jahres geschah, und wurde gefragt: „Wie gefällt es Dir dort?“, so war die Antwort natürlich: „A ganz gut!“ Denn als Junge fragt man nicht darnach, ob man etwas lernt oder nicht, und man denkt: Die Zeit, die gut hingeht, kommt nicht schlecht wieder. Doch alles dauert seine Zeit, das war zum Glück auch bei mir der Fall. Nachdem ich ungefähr 1½ Jahr dort war und ich zu Pfingsten auf Besuch nach Hause kam, lag eines Nachmittags ein englisches Anekdotenbuch mit Holzschnitten, ich weiß nicht ob absichtlich oder zufällig, auf dem Tisch. Ich saß nahe dem Fenster und mein Vater saß in der anderen Ecke des Zimmers, so dass er mich gut beobachten konnte. Ich nahm das Buch zur Hand und las — du wirst dich wundern, lieber Leser, ich las die Bilder. Nachdem ich nun einige Zeit in dem Buche geblättert und mein Vater mich beobachtet hatte, wie ich die Seiten so schnell umwandte, rief er mir zu: „Kum hier 'mal her!“ Ich auch nicht faul, werfe das Buch auf den Tisch und laufe zu ihm. Er aber sagte ganz ruhig: „Ne, ne, bring' dat Book mit!“ Ich gehe wie ein begossener Pudel zum Tisch zurück und denke: „Paß' up, nu is dat Pick het.“ Wie ich nun vor dem Vater steh', will ich ihm das Buch überreichen, er aber sagt: „Mak dat Book 'mal apen!“ Auch dies tue ich. Dann sagte der Vater wieder: „Nu les' mal.“ Darauf konnte ich keine andere Antwort geben, als: „Vater, dat kann ick nich.“ — „Denn bookstabeer“, sagte er. — „Vater, dat kann ick ok nich.“ Da riss aber die Geduld, und er sagte: „Gotts heilig Donnerwetter, wat lehrt ji dar denn, un wie bringt ji die Tied herum! Nu segg mi mal: wann staht ji up? — Wat makt ji denn?“ usw., und in meiner kindlichen Unschuld schenkte ich ihm ganz [7] reinen

Wein ein und wie wir zu Ende waren, machte er die Bemerkung: „Ja, dat Geld schmiet ick ok weg; wenn dat Jahr full is, kannst Du hier wedder na unsen olen Küster gahn, da lehrst Du mehr, as bi den Pastor.“ Wir führten eigentlich für unsere Art Jungens ein ganz famoses Leben. An der einen Seite des Dorfes war ein stattlicher Busch, den wir oft besuchten, d. h. außer der Schulzeit, und wie die große Sturmflut im Jahre 1825 die Deiche an der Weser durchbrochen hatte, trieb das Wasser bis an unser Dorf alles nur Denkbare: Trümmer von Häusern, mancherlei Hausgerät und sogar Rechnungsbücher usw. und eine Masse Unkraut, welches auf große Strecken vom Dorfe die Weiden und das Ackerland bedeckt hatte. Auch unser Pastor hatte Weideland darunter, und nachdem das Wasser verlaufen und das Unkraut ausgetrocknet war, schickte uns der Pastor dahin, um dasselbe zu verbrennen, denn so kostete es ihn kein Geld und für uns waren es Feiertage. Während des letzten halben Jahres meiner Studien beim Pastor, hatte unser Amtseinnehmer in der Heimat einen Hauslehrer genommen für seine Kinder, und um seine Kosten zu erleichtern, wurden mehrere Kinder aus der Nachbarschaft in diese Privatschule aufgenommen, worunter auch mein jüngster Bruder war. Wie ich nun nach Hause kam, besuchte ich ebenfalls diese Schule; aber hier hieß es nicht wie bei dem Herrn Pastor: „Was heute nicht verkauft wird, wird morgen wieder ausgehangen“, sondern, wenn wir unsere Lektion nicht wussten, mussten wir brummen und dergleichen. Nachdem ich nun konfirmiert war, besuchte ich noch ein halbes Jahr diese Schule, denn eine Lehrlingsstelle beim Kaufmann ist für so'n Buhrjung schlecht zu erhalten, da gewöhnlich nähere Verwandte den Vorzug erhalten.

Im folgenden Herbst, half ich teils in der Mühle, teils im Packhause, auf dem Boden und was sonst so vorkam, Arbeit gab's überall und ich war so ziemlich mit allen diesen Arbeiten vertraut. Vater hatte diesen Herbst ziemlich viel Raps eingekauft, und das Öl wurde bei Schiffsladungen nach Bremen verschickt. Wie wir nun mal eine Ladung Öl fertig machten, spielte ich dabei den Clerk, ich hatte das Brutto- und Nettogewicht zu notieren und pinselte Marken und Nummern auf die Fässer. Während ich hierbei beschäftigt war, wurde ich krank und litt den ganzen Winter hindurch am kalten Fieber. Dadurch bekam mein Schicksal eine Wendung. Zeitweise verließ mich das Fieber auf Zeit, dann hielt es wieder Monate lang an, bis im Frühjahr die Schifffahrt wieder eröffnet wurde. Nun fügte es sich so, dass ein Vetter von uns, Captain K. von Elsfleth, eine Dracht abgeschlossen [8] hatte, um eine Ladung Raps in unserem Siel zu verladen und dieselbe nach Hull in England zu bringen. Da das Schiff in den Siel hereingezogen werden musste, so kam der Kapitän zu uns, um Vaters Erlaubnis einzuholen, um mit Pferden auf unserm Land das Schiff hervorzuziehen, was gerne bewilligt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde die erste Bekanntschaft mit dem

unbekannten Vetter gemacht. Der Kapitän hatte nämlich unsere Cousine geheiratet. Beim nächsten Besuch machte mein Vater diesem Kapitän den Vorschlag, er möchte mich mitnehmen, „damit der Jung mal gesund ward.“ Da er nun seine Mannschaft vollzählig schon an Bord hatte, wollte er mich wohl mitnehmen, aber Lohn könnte ich nicht beanspruchen.

Mein Zeug und Kojenbett wurde in aller Eile zu rechtgemacht und am dritten Tage kam ich an Bord als „Spielvogel“, als das Schiff schon unter Segel war. Beim Abschied von Hause sagte unsere alte Magd, als ich ihr die Hand reichte: „Na, den Jung kriegt se ok nich wedder to sehn“, wobei sie bitter weinte. Nachdem das Boot auf's Deck gehisst worden war, wurde mir dies oder jenes zu tun geheißt, aber da kamen so viele seemännische Ausdrücke vor, die mir ganz fremd und wie böhmische Dörfer vorkamen. Dieser Tag war fieberfrei, denn mitunter kam es den zweiten, auch wohl mal den dritten Tag. Gegen Abend ankerten wir in der Unterweser, unweit **Wremen**, und am andern Morgen ging es mit Tagesanbruch wieder unter Segel bei schönem Wetter und günstigem östlichem Wind, der uns auch bald in die wogende See brachte. Gegen 10 Uhr war die Zeit, wo sich gewöhnlich das Fieber bei mir einstellte und ich fühlte so elend von dem kalten Schüttelfrost, dass ich wohl hätte in das Feuer kriechen mögen. Da fuhr mich der Kapitän an, ich sollte nicht beim Feuer sitzen und sollte machen, dass ich auf's Deck käme. Ich durfte mich natürlich nicht sträuben und setzte mich nach der Südseite unters Boot auf den Luken, so dass der Nordost-Wind mich nicht fassen konnte, und ließ mir die Sonne auf den Pelz brennen. Wie ich nun da so ganz verlassen sitze und sehe Schaum vom Bug des Schiffes an der Seite vorbeischießen, dachte ich, wärest du lieber bei Muttern geblieben, denn es war grade, als wenn ich gerädert würde. Als ich nun das Sitzen nicht länger aushalten konnte, legte ich mich langstrecks unters Boot, und es muß nicht sehr lange gedauert habe, so verfiel ich in tiefen Schlaf. Wie es nun Mittag wurde, fragte der Koch: „Captain, scholl ick den Jung ok wecken?“ „Ne“, sagte der Kapitän, „den lat man slopen.“

Als ich gegen 2 Uhr endlich aufwachte, war ich pudelnass, [9] als ob ich über Bord gewesen wäre, so hatte der Schweiß meine Kleider durchnässt. Ich musste mich von Kopf bis Fuß in trockene Kleider stecken, und nach dieser Prozedur fühlte ich erleichtert, nur etwas flau, und vom Fieber habe ich auf See nichts mehr gespürt. Ich bekam guten Appetit und nach einigen Tagen war ich wieder ganz fix auf dem Strumpf. Die Reise nach Hull dauerte nur einige Tage, denn wir hatten stets günstigen Wind.

Nachdem die Ladung an Land gebracht war, wurde Ballast eingenommen, um nach der Ostsee zu segeln und eine Ladung Teer von Finnland zu holen. Für den Hafen, wo wir die Ladung einnehmen sollten, mussten wir Kopenhagen anlaufen, um hier die Order zu holen. Der Kapitän nahm mich mit an Land, wo wir vormit-

tags die Stadt besichtigen konnten. Auf dieser Reise bekam ich ein großes Geschwür im Genick, dass ich mit vorgebogenem Kopf umher gehen musste. Nach einigen Tagen rief mich der Steuermann, der auch so 'ne Art Doktor vorstellte, „Kum hier 'mal her“; ich musste mich auf den Knien vor ihn setzen und meinen Kopf, Gesicht nach unten, in seinen Schoß legen; er hatte ein Stück Segeltuch, worin ein kleines Loch geschnitten war, das legte er mir über den Hals und drückte auf diese Weise das Geschwür aus, was furchtbar schmerzte, aber nach einigen Tagen war es geheilt und von jetzt an fühlte ich mich so wohl wie der Fisch im Wasser. Unsere Reise ging zuerst nach Wasa [Vaasa] und dann nach Christinestadt [Kristinestad], wo die Ladung komplett wurde, und dann segelten wir nach Bremen zurück. Da ich nun einmal A gesagt hatte, sagte ich auch B, denn meine Gesundheit war perfekt, und übrigens fand ich auch Gefallen am Seeleben. Wir machten diesen Sommer noch einige kleine Reisen nach England, und weil die Schiffe im Winter-Quartier aufgelegt wurden und die Mannschaft verabschiedet, so meinte mein guter Vater, wenn ich doch Seemann bleiben wolle, so solle ich den Winter nach Bremen gehen, um die Steuermannsschule zu besuchen. Hier hatten wir viel zu schreiben, und weil meine Handschrift noch recht kümmerlich war, nahm ich noch mehrere Stunden des Abends Schreibunterricht, um doch einigermaßen mit meinen Schulkameraden im Schreiben konkurrieren zu können. Zum Frühjahr bekam ich einen Platz als Kajüten-Wächter auf den Bremer Dreimaster „Frederick“, Captain Still, für die Monats-Gage von fünf Thaler. Die Reise ging nach Bahia, Brasilien, mit einer vollen Ladung Zucker und Baumwolle. Als Junge hatte ich es so weit recht gut, denn ich tat meine Pflicht, nur das Schlimmste war, dass ich zu wenig Schlaf kriegte. Der Koch, der schon drei Jahre mit dem Schiff [10] gefahren, sagte mir eines Tages: „Junge, Junge, dat du noch kein Prügel kregen hest“, was bei den andern Jungens Regel gewesen. Der eine Junge hatte einmal zum Kapitän gesagt: „Se heet wol Still, aber sie sind nicht still.“ Zu meinem eignen Lobe muß ich gestehen, dass ich niemals Prügel mit einen Tauende bekommen habe, doch wohl mal eine Backpfeife u. dgl.

Auf der Rückreise, hatten wir nahe dem Äquator einen furchtbaren Sturm zu bestehen, wobei einer von den Matrosen über das Steuerrad geworfen wurde und einen Arm brach. Auch eine Speiche im Rad war gebrochen. Nachdem mussten zwei Mann das Steuer mit Flaschenzügen handhaben. Die See ging so hoch, dass des Kapitäns Gig (Boot), welches neben der Besanswant hing, sich mit Wasser füllte und losriss. Als wir in den Englischen Kanal einsegelten, sollte das Oben-Bramsegel festgemacht werden, dies war mein Posten, ich konnte es aber nicht allein fertigbringen, weil der Wind von hinten kam, denn wenn ich glaubte, ich hätte alles fest, blies der Wind an der anderen Seite wieder was los, bis der Koch mir zu Hülfe kam. Auf der Ausreise hatten wir einen Vorfall mit Haifischen.

Ich hatte morgens schon große Fische unterm Schiff bemerkt, die sich sehen ließen, wenn etwas ins Wasser fiel. Mittags beim Schüsselwaschen, welches der Koch und ich besorgten, sagte der Koch, „ick will mi mal baden un Du kannst di Schütteln waschen.“ Es war nahe der Linie, sehr heiß und beinahe Windstille. Im Nu war der Koch entkleidet und sprang über Bord. Der Kapitän hielt sein Mittagsschläfchen, sonst hätte er's nicht erlaubt. Wie nun Jungens sind, stehe ich mit einer Schüssel in der Hand und sehe den Koch schwimmen, da bemerke ich, dass mehrere große Fische auf ihn zu schwimmen und ich rufe: „Kiek mal, wat grote Fisch“; da auf einmal wurde von allen Seiten der Ruf laut: „Haifische! Haifische!“ Nun war keine Zeit für den Koch zu verlieren; mit aller Anstrengung schwamm er dem Schiffe zu, wir hatten schon mehrere Enden Tauer über Bord gehangen und wie er eins erhaschte, waren die Fische keine zwei Fuß von ihm entfernt. Wie ein Affe kam er an dem Tau herauf auf's Deck, aber er war auch so weiß vor Schreck wie das Papier, worauf ich es niederschreibe. Die Fische waren nicht hungrig, denn wir warfen einige Stücke Speck und Fleisch über Bord, woran sie sich aber nicht kehrten. Die Fische waren wenigstens 10—12 Fuß lang. Bei unserer Ankunft auf der Weser kamen wir bei Großen Siel vor Anker, weil die Ebbe eintrat; und der Kapitän wollte per Fuhrwerk nach Brake. Als die Segel festgegriffen wurden, fiel ein Matrose vom Ende der Fockrah über Bord [11] ins Wasser; der Koch, der noch auf Deck war, ergriff ein Ende Tau, sprang ihm nach und holte ihn auf Deck. In Brake, wo die Ladung in Kähne gelöscht wurde, wurden die Mannschaften abgedankt. Hätte mich der Kapitän als Leicht-Matrose angestellt, wäre ich wieder mitgegangen; als Junge wollte er mich wieder mithaben, aber dazu fühlte ich mich schon zu groß, obgleich ich von Körperbau doch noch nicht die gehörige Größe hatte; aber ich glaubte, die Arbeit vollkommen so gut verrichten zu können, wie unsere Leicht-Matrosen, die wir an Bord hatten. Ich verließ deshalb das Schiff, konnte aber nicht gleich eine andere Heuer wiederfinden, denn der Winter war vor der Tür, und so blieb ich denn vorläufig im elterlichen Hause.

In diesem Winter, zwei Tage vor Neujahr, bekam ich durch alberne Spielerei in der Mühle den rechten Arm im Ellenbogen aus dem Gelenk. Es wurde sogleich nach dem Doktor V. . geschickt, der auch in ganz kurzer Zeit bei mir war; aber er erklärte, es sei ein gefährlicher Bruch, er könne ihn nicht allein einrichten und sollten wir den Kreisphysikus, Dr. B., zu Hülfe rufen. Ich forderte meine Umgebung auf, sie möchten nur tüchtig am Arm ziehen, so würde er schon wieder zurecht kommen; aber nach des Doktors Äußerung konnte der eine nicht und der andere wollte nicht. So musste ich denn ohne Verband liegen bleiben, bloß nasse Tücher wurden aufgelegt.

Der Physikus wohnte zwei Deutsche Meilen, in Ovelgönne, entfernt, und wie der Bote dort ankam, war der Physikus nicht zu Hause; der Bote wartete, bis der

Doktor um 7 Uhr nach Hause kam. Der war aber so ermüdet, dass er nicht mitgehen konnte. Er schickte deshalb den Mann nach Hause mit der Weisung, nur immer kalte Umschläge auf den Arm zu machen, am nächsten Morgen würde er sich rechtzeitig einstellen. So blieb ich von nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr bis nahe 11 Uhr vormittags am andern Tage ohne Verband, und der Arm schwoll zu seiner 3—4-fachen Dicke. Als nun die Herren Doktoren ihren Verband angelegt hatten, in der Meinung, jetzt sei alles gut, bekam ich am dritten Tage Wundfieber, am sechsten oder siebenten Tage wurde der Verband abgenommen, wobei eine halbe Tasse Eiter abfloss. Nun war an einen Verband nicht mehr zu denken, denn der Arm war durch und durch entzündet. Es wurde alles Mögliche versucht, bald geschmiert, dann gewaschen und zweimal je 18 Blutegel angesetzt, aber das Eine half so wenig wie das Andere, und es wurde immer schlimmer. Das Merkwürdigste war noch, dass mir fast alles Essen verboten wurde, nur Haferschleim und Kalbfleischsuppe wurde verordnet, wobei mein Körper [12] so schwach wurde, dass an eine Heilung nicht mehr zu denken war und ich furchtbare Schmerzen auszuhalten hatte.

Nach acht Wochen Pfuscherei hatten es die Herren Doktoren so weit gebracht, dass ihnen der Verstand ausging, wenn sie jemals welchen gehabt haben, und es hieß jetzt ganz einfach, der Arm muss abgesäubert werden. (Die Herren Doktoren nennen es amputieren, damit das dumme Volk sich über ihre Weisheit wundern soll.) Also nach diesem letzten achtwöchentlichen Krankenbesuch von Seiten der Herren Doktoren gab ihnen mein Vater anstandshalber, wie immer, das Geleit bis zur Haustür, wo sie nun mit der Farbe herausrückten und dem Vater erklärten, der Arm könne nicht mehr geheilt werden, sondern er müsse amputiert werden. Das war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. „Ne“, sagte mein Vater, „denn will ick noch erst mal andern Rat söken“, und damit schoben denn die Herren ab, vergaßen aber auch nicht, ihre Rechnungen einzureichen, die nicht sehr klein waren, dazu kam noch eine Apotheker-Rechnung von 80 Reichsthaler. Die letzten fünf Wochen lag ich auf einer Gartenbank im Wohnzimmer, und während dieser Zeit konnte ich nicht leiden, dass das Bett gerührt oder gemacht wurde, es war unten am Fußende förmlich verrottet, dann und wann wurde mal das Kopfkissen geändert.

Die nächste Nacht schickte Vater unser Fuhrwerk nach [Jaderberg](#) und beauftrage den Knecht, den alten Lanzius zu holen – ich habe niemals gehört, dass er sich Doktor titulieren ließ. – der auch andern Tags gegen Mittag bei uns eintraf. Wie er bei mir an das Bett kam, sagte er gleich: „Mein Gott, ‘n gesunden Minsch liggt in’t Bett, herut damit.“ Das war leicht gesagt, aber nicht so leicht getan, denn ich war zu schwach, um mich zu erheben. Um nun aus dem Bett zu kommen, mussten mehrere Personen gerufen werden, und ich musste gehandhabt werden wie ein neugeborenes Kind, denn mein Körper war so abgemagert,

dass er nur noch aus Haut und Knochen bestand. Wenn in der letzten Zeit Freunde oder Schulkameraden mich besuchten und sich nach meinem Befinden erkundigten, konnte ich nicht sagen, wie es mir ging, sondern ich musste weinen. Wie nun Lanzius den Arm gesehen hatte, hob er seinen Staubkittel auf und holte zwei Schachteln hervor und sagte: „So, den Kram schmiert man all’ weg.“ Damit schmierte er ein Pflaster aus der einen Schachtel, und aus der andern streute er ein graues Pulver in die Wunden, worauf das Pflaster aufgelegt wurde. Wie er damit fertig war, sagte er: „Dat deist Du nu Abend un Morgen, wieder host Du niks to dohn, aber eten un drinken möst Du all, wo Du Apetit an hest, blot Speck schalst Du nich eten und Spiritus drinkst Du [13] ok noch nich.“ Während ich nun verbunden wurde, war auch der Mittagstisch gedeckt und wir hatten den Tag Erbsensuppe und ich durfte jetzt seit acht Wochen mal wieder eine ordentliche Hausmannskost zu mir nehmen, die mir auch gut bekam; von jetzt an bekam ich immer kräftiges Essen, und nach acht Tagen konnte ich schon wieder umhergehen, trug den Arm in einer Schlinge und die Wunden heilten zusehends, aber die Knochen waren nicht gehörig eingerichtet; wegen Geschwulst und großer Wunden konnte daran auch nichts getan werden. Nachdem die Wunden beinahe geheilt waren, nahm auch die Geschwulst ab, aber der Arm war gekrümmt. Dann musste ich auch die Schlinge weglassen und ein Gewicht von etwa zwei Pfund im Tuch auf die Finger haken, die etwas krumm standen. Je mehr die Besserung fortschritt, wurde auch das Gewicht vermehrt, wodurch der Arm heruntergezogen wurde und meistens grade ward, denn wie Lanzius sagte: Man könne nicht wissen, auf welche Weise ich noch mein Leben zu machen hätte, es wäre immer besser, wenn der Arm grade wäre als so krumm. Lanzius versicherte, dass, wenn er mich gleich in Behandlung genommen hätte, hätte ich in sechs Wochen meinen gesunden Arm wieder gehabt. Dies war keine Prahlerei von ihm, denn ich könnte viele Fälle anführen, wo die Herren Doktoren ihre Patienten rettungslos aufgaben, die Lanzius dann doch wieder heilte.

So war es mit meiner Schwester, wie sie zirka 12 Jahre alt war; sie hatte einen Ausschlag über den ganzen Kopf, wozu verschiedene Doktoren konsultiert wurden. Jeder dieser Herren verordnete dies und jenes, aber alles war ohne Erfolg, so dass Vater mehrmals geäußert hatte, wenn das Kind nur erst tot wäre, denn er hatte alles Mögliche versucht, um Besserung zu befördern, aber alles vergebens. Nachdem Vater in Gegenwart mehrerer Freunde eine ähnliche Äußerung ausgestoßen, rieten ihm diese, mit seiner Tochter mal nach diesem Lanzius zu fahren, von dem so viel Gutes gesprochen wurde. So wurde denn eines Tages früh angespannt und die Eltern, meine kranke Schwester und meine Wenigkeit bestiegen den Wagen und fuhren los. Ich kam mit, weil ich einen Zahn ausgezogen haben musste. Wie wir nach mehrmaligem Fragen an

unserem Bestimmungsort ankamen, wurden wir in ein richtiges Geest-Bauernhaus eingeführt, welches dicht zwischen Bäumen versteckt lag.

Nachdem sich Vater erkundigt hatte, ob wir hier recht wären, denn es sah gar nicht nach einer Doktorwohnung aus, fragte Vater ihn, ob das Mädchen geheilt werden könne. „Kum hier mal her“, sagte er zu meiner Schwester, nahm die dicke wattierte [14] Mütze und sonstige Lappen vom Kopf; nachdem er das Kind besehen hatte, sagte er: „Jawohl, kann de heelt weren, aber denn möt ik se hier beholen un in 6—8 Woken kann se gesund to Hus gahn.“ Wie er gesagt hatte, kam es auch, denn nach sechs Wochen kam sie mit einem glatten Kopfe und ungefähr einem Zoll langen Haar wieder nach Hause.

Mit 20 Jahren verheiratete sie sich und wurde Mutter von fünf Kindern, wovon zwei auch hier in Amerika leben. Noch eine kleine Geschichte mehr: Als nämlich Lanzius geholt wurde, um mich zu behandeln, war es wie ein Lauffeuer in der ganzen Umgegend bekannt, und in unserem Nachbardorf lag ein Schulkollege von mir mit einem Krebs in der Unterlippe, diese wollten die beiden Herren Doktoren, die auch mich bisher behandelt hatten, ganz abschneiden; die Mutter dieses Knaben schickte zu uns, um Lanzius zu bitten, dorthin zu kommen, was er auch tat, und nach 3—4 Wochen war die Lippe ganz geheilt, die nur eine kleine Narbe zeigte, und übrigens war der Knabe gesund. Das nennen die Doktoren nun Wissenschaft.

Es will jetzt gar nicht mehr in meinen dicken Kopf hinein, dass man den Doktoren so ein unbedingtes Vertrauen schenkt, denn wie oft hört man nicht, dass gesagt wird: „De Doctor het't segt“ und in dem guten Glauben lassen sich die meisten Leute voll Medizin pumpen, Blut abzapfen und dergleichen, wofür denn auch noch gut bezahlt werden muß. Es heißt ja auch: „Ein jedes Thierchen hat sein Pläsirchen!“

Dass ich nun einmal nicht gut auf die Herren Doktoren zu sprechen bin, das, glaube ich, wird mir kein Mensch von Vernunft verdenken, besonders wenn bedacht wird, wie ich misshandelt und fast zum Krüppel gemacht wurde. Man lasse jeden glauben, was er will, ich lasse mir meinen Glauben aber auch nicht nehmen; denn ich glaube, dass ich so gut ohne Doktoren sterben kann, wie andere mit deren Hülfe. Dieser Glaube hat sich auch bisher bei mir bewährt, denn ich habe jetzt die 70 und einige Jahre hinter mir und fühle mich noch ganz leidlich gut, ohne in den letzten 30 Jahren einen Arzt konsultiert zu haben.

Hierbei will ich mich nun nicht länger aufhalten und in meiner Lebensreise weiter fortfahren.

Nachdem ich ein paar Jahre in Vaters Mühle beschäftigt war und meine Kräfte sich wieder hergestellt hatten – doch fühlte ich mich noch nicht so wohl wie auf See. – versuchte ich es nochmals, als Junge auf ein Schiff zu gehen, wo ich denn auch bald mich soweit einübte, dass ich jede Schiffsarbeit verrichten konnte. Nach ein paar Jahren kam ich wieder zu meinem

früheren Kapitän K., [15] wo ich als Koch fungierte. Wir waren auf der Reise von Stettin nach St. Malo in Frankreich mit einer Ladung Eichenholz für Schiffsbau, aber wir erreichten unseren Bestimmungsort nicht; denn wir strandeten auf der Insel Lessoe [Læsø] im Kattegat auf dem Nordwest-Riff dieser Insel, welches sich zirka eine Deutsche Meile vom Lande erstreckt. Auf dem Ende des Nordost-Riffs liegt ein Leuchtschiff, „Trindelen“, welches wir zwei Abende vorher passierten. Der Sturm wurde immer heftiger aus Westen und die See sehr unruhig; wir segelten bis den anderen Mittag nördlich, wendeten dann das Schiff westlich, um hinter Skagen (die Nordostspitze von Jütland) etwas Schutz zu suchen. Wir führten soviel Segel, als dem Sturm angemessen waren. Das Skagenfeuer bekamen wir nicht zu Gesicht, deshalb wendeten wir nochmals nördlich, dann wieder westlich. Gegen halb vier Uhr schickte der Kapitän einen Matrosen nach oben, um nach dem Skagenfeuer auszusehen. Der Steuermann und ich waren in der Koje. Ehe der Matrose wieder auf Deck kam, stieß das Schiff auf Grund; wir sprangen auf Deck, ich lief gleich zur Pumpe, das Schiff war noch dicht. Die Stöße wurden immer heftiger und da sah ich neben mir ein Ende vom Kiel des Schiffes auf die Oberfläche des Wassers kommen. Nun wurde mir klar, dass alles Pumpen nichts mehr helfen konnte. Ich lief zu meiner Kiste, zog mein bestes dickes Zeug an, steckte die Uhr zu mir, und während dem saß das Schiff auf dem Grund, die Wellen gingen quer über Deck. Wir machten das Rettungsboot flott und packten unsere Kleidungsstücke ein, um das Schiff zu verlassen. Der Kapitän wollte aber das Schiff noch nicht verlassen. Das Postboot, welches nach der Insel wollte, lag ca. ½ Englische Meile hinter uns. Von dort her signalisierte man uns, wir sollten uns losmachen; dann aber kam eine Welle über Deck, fiel in das Boot, wodurch dasselbe so tief sank, dass von beiden Seiten das Wasser einfluss. Da rief der Steuermann: „Nu kumm man her“, damit suchte er auf Deck zu kommen, ich warf meinen Eimer weg, ergriff ein Tau und schwang mich ebenfalls auf Deck. Der Steuermann hielt das Boot frei vom Schiff, und ich schöpfte das Wasser aus, bis wir auf Deck mussten; kaum dass wir auf Deck waren, stieß sich das Boot an dem Schiff die eine Seite ein und kenterte; fort waren alle unsere Sachen, außer was wir auf dem Leibe hatten. Als die Leute vom Postboote sahen, dass wir wieder auf Deck waren, hoben sie ihre Anker und segelten nach der Insel. Wenn jetzt keine Rettung vom Lande kam, war es bald mit uns vorbei. Da die Ladung das Schiff nicht ganz sinken ließ, so bewegte es sich noch mit jeder Welle, die quer über das Schiff lief; wir suchten [16] den Anker vom Bug zu bringen, was uns auch gelang. Als der Anker nun durch das Rucken des Schiffes halt bekam, stellte es sich mehr mit dem Bug gegen die See, wodurch wir auf dem Hinterdeck mehr Schutz fanden, obgleich das Wasser noch häufig über uns wegspritzte.

Da saßen wir nun, guckten uns an, und jeder musste sich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigen, denn von unserer Seite war an keine Rettung zu denken. Gegen 10 Uhr sahen wir ein Boot vom Lande kommen, und wir machten uns schon die Hoffnung, bald gerettet zu werden. Das Boot lavierte ungefähr halbwegs nach uns zu; da zerrissen seine Segel, und es war auch ziemlich leck geworden. Nachdem die Segel einigermaßen wieder hergestellt waren, kehrte das Boot wieder um, und unsere Hoffnung auf Rettung war wieder zu Wasser geworden. Jetzt schien unser Ende zu nahen. Nachdem nun wieder einige Stunden in nutzlosen Betrachtungen verstrichen waren, fing auch der Magen an zu knurren und wollte sein Recht haben, aber wo 'was hernehmen? — Wir brachen das „Skylight“ zur Kajüte ab, um zu sehen, ob dort nicht etwas Essbares zu haben wäre, und fanden auch einiges getrocknetes Roggen-Hartbrot, schwimmend zwischen allerhand treibendem Kram, das uns sehr willkommen war, obgleich es vom Meerwasser eingeweicht war. Um nun noch ein frugales Mahl zu machen, wurde eine geräucherte Speckseite, die in der Küche unter Deck aufgesteckt war, herbeigeht, und wir hatten eine famose Mahlzeit. Nun kam aber wieder das schlimmste; nach dieser gesalzenen Mahlzeit konnten wir den Durst nicht stillen, denn die paar Wasserfässer, die noch auf Deck waren, waren schon brackisch, indem Seewasser eingedrungen war.

Gegen 4 Uhr nachmittags sahen wir wieder ein Boot vom Lande kommen, das sich bis auf eine Englische Meile näherte und Anker warf, um seinen Schaden zu reparieren, denn sein Focksegel war von oben bis unten aufgerissen; und sonstige Reparaturen mussten vorgenommen und das Wasser ausgeschöpft werden. Wie uns die Leute später erzählten, wären mehrere der Ansicht gewesen, dass auf dem gestrandeten Schiffe keine lebende Seele mehr sein könne und machten deshalb den Vorschlag, wieder ans Land zurückzusegeln. Während das Boot längere Zeit dort lag, hatte unser Kapitän den glücklichen Einfall, unsere Notflagge einige Mal auf- und niederzuziehen, und um es noch deutlicher zu machen, wurde ein Schlüssel- oder Handtuch, welches in der Küche herumtrieb, unter der Flagge angesteckt und einige Mal auf- und abgezogen. Wie nun dies Signal bemerkt wurde, setzte das Boot wieder Segel bei und arbeitete gegen Sturm und Wellen nach uns zu, [17] bis es in ziemlicher Nähe beim Schiffe ankerte, denn anlegen konnte es wegen der hohen See nicht. Womit nun aber eine Verbindung herstellen? Der Bootsmast steckte noch neben der Hütte (Roof) auf Deck, dieser wurde an der Lotleine befestigt, die 160 Faden lang ist, doch mussten wir noch eine andere dünne Leine hinzufügen, damit wir die doppelte Länge zwischen Boot und Schiff bekamen. Der starke Strom führte die Leine mehr seitwärts als nach dem Boote zu, und es kostete große Anstrengung das Boot so weit herumzurudern, bis mit einem langen Haken die Leine aufgefischt wer-

den konnte. Als so endlich eine Verbindung hergestellt war, fragte der Kapitän: „Wer will nu de Erste wesen?“ Da ich sah, dass auf dem Schiffe für uns doch nichts mehr zu holen war, war ich gleich entschlossen, mir die Leine unter die Arme umzubinden. Als ich dann auf den Hinterteil des Schiffes trat, um ins Wasser zu springen, ward auch schon vom Boot aus an der Leine gezogen. Auf diese Weise fiel ich kopfüber ins Wasser, und da ich die Leine auch noch mit den Händen hielt, ging es unterm Wasser fort. Ich hatte meine volle Besinnung und denke, das geht nicht, ich ließ die Hände los, und eine Schwimmbewegung brachte mich an die Oberfläche des Wassers, weil der Knoten der Leine mir vor der Brust saß. Wie ich ans Boot kam, schoss dasselbe von einer Welle herab und ich wurde von einer anderen Welle gehoben, so dass ich meine Hände an den Rand des Bootes anklammern konnte, da waren aber meine Kräfte fast erschöpft. Beim Hineinziehen ins Boot dachte ich noch an meine Uhr und drehte mich so weit herum, dass sie nicht zerdrückt werden konnte. Man legte mich ins Boot, ich hörte alles, hatte aber nicht die Kraft, mich aufzurichten, dann wurde mir ein Stück Brot, worauf etwas Kornbranntwein gegossen war, in den Mund gesteckt, worauf ich mich bald erholte. Wie ich mich kaum aufgerichtet hatte, hatten sie den Jungen vom Schiff auch schon herübergeholt; wie sie ihn neben mich hinsetzten, umschlang er meinen Hals und weinte sehr. Diese Seereise war seine erste und auch die letzte. Wir waren nur unserer fünf auf dem Schiffe. Nachdem wir alle im Boot waren, der Kapitän war der letzte, wurde das Ankertau gekappt, und dann segelten wir dem Lande zu. In dem Boot waren 16 Mann unter der Leitung des Strand-Commissärs, der die Leute angefeuert und aufgemuntert hatte, um mit ihm hinauszugehen mit dem Versprechen, im Fall, sie nichts ausrichteten, er sie bezahlen wolle, denn die meisten hatten sich anfangs geweigert. Kaum hatte das Boot den Strand der Insel berührt, so sprangen wir über Bord und tappten dem Lande zu. Der Kapitän wurde bei dem Strand-Commissär [18] einquartiert, und wir übrigen wurden bei Fischersleuten untergebracht. Jetzt fühlten wir so recht das Verlangen, wieder trockene Kleider anzuhaben. Man gab uns trockene Hemden, Hosen, Jacken, Schuhe und Strümpfe, die wurden angezogen wie es kam, wenn auch manches Stück etwas zu groß oder sonst nicht passend war. Unser ausgezogenes Zeug wurde in frischem Wasser ausgespült und zum Trocknen aufgehängt. Auch meine Uhr wurde in frischem Wasser ausgespült und, nachdem sie trocken geworden, in eine Tasse voll Öl gesteckt, um dem Rosten vorzubeugen. Nachdem wir unser Abendbrot verzehrt hatten, das uns vortrefflich mundete, legten wir uns zu Bett und schiefen den Schlaf der Gerechten. Alle möglichen Aufmerksamkeiten von Seiten dieser Insel-Bewohner wurden uns zuteil. Am anderen Morgen, als wir noch im Bett waren, kam unser Hauswirt und brachte uns die Nach-

richt, dass das Schiff total verschwunden sei. Nachdem wir unser Frühstück eingenommen, schlenderten wir etwas herum, um uns zu orientieren; auch der Kapitän wollte sehen, wo wir steckten; aber als wir seiner ansichtig wurden, konnten wir kaum das Lachen unterdrücken; denn er hatte sich in des Commissärs Kleider hineingezwängt, die ihm sehr enge waren, auch steckten ihm Arme und Beine beinahe um einen Fuß lang aus den Kleidern; und um das Ding vollständig zu machen, durfte das Angstrohr, hier sagt man „Stovepipe“, auch nicht fehlen, denn es war ja heute Sonntag. Wir anderen waren freilich auch nicht nach Pariser Mode gekleidet, aber wir hatten doch Seemannskleider an, wenn dieselben auch teilweise etwas zu groß waren. Gegen Mittag, als die Sonne hoch stand, sahen wir vom Dache des Hauses in der Richtung, wo das Schiff lag, etwas glänzen, wenn gerade eine Welle abließ, und es wurde beschlossen, am Nachmittag hinauszufahren, um zu sehen, was mit dem Schiffe vorgegangen war. Wie das Boot zurückkam, brachten sie die Nachricht, das Schiff sei gekentert und die Masten lägen horizontal auf dem Wasser. Die folgende Nacht hatte sich der Sturm gelegt, am anderen Morgen war das Wetter schön, und die See ganz ruhig geworden.

Auf der ganzen Insel war reges Leben und einige 20 Boote mit voller Besatzung gingen hinaus, um das Schiff zu holen. Wie die Rahen und die Wanten oben am Mast gekappt waren, richtete sich das Schiff wieder auf. Als das Deck oben war, wurde der Anker gelichtet und sämtliche Boote bugsierten das Schiff dem Lande zu, wo das Wasser am tiefsten war. Während dem waren auch schon Leute damit beschäftigt, die Masten zu kappen und das Deck ringsum loszuhauen. Bis auf 4 bis 5 Ruthen Länge vom Lande kam das Schiff auf Grund, wo es mit Tauen am Lande [19] festgemacht wurde. Nun wurden die Masten, Deck und Ladung Stück für Stück nach dem Lande geflößt, indem die Boote sich in eine Linie hingelegt und befestigt hatten. Wenn die Stücke am Lande ankamen, wurden Pferde vorgespannt und aufs Land getrieben. Da wir auch das Schiffsjournal (Tagebuch) verloren hatten, musste dieses aus unseren Erinnerungen wieder zusammengestellt und von der Mannschaft beschworen werden, das heißt in der Schiffersprache „Verklärung tun“. Dieses Dokument wird dann bei der Assekuranz-Kompanie eingereicht, um die Versicherungsgelder heben zu können, es dient auch als Beweis, dass das Schiff nicht vorsätzlich auf den Strand getrieben wurde. In diesem Falle hatte der Strom aus der Nordsee ins Kattegat uns so weit versetzt, dass wir glaubten, bei Skagen zu sein oder doch wenigstens zu sehen, und doch strandeten wir auf Lesøe. Die Einwohner dieser Insel leben größtenteils von Fischerei, etwas Landbau, von Strandgut und Schiffbrüchigen, denn was an Strandgut aufgefischt wird, wenn's auch für Assekuranz-Rechnung verkauft wird, bleibt wohl meistens dort hängen; dennoch muß ich diesen Einwohnern noch mit Lob nachsagen, dass

sie alles aufboten, um uns jede Bequemlichkeit zu gewähren. Roggen und Kartoffeln schienen hier, in dem sandigen Boden, am besten zu gedeihen.

Der Wind hielt sich seit dem Sturm mehr südlich. Es wurde ein Boot geheuert, uns nach Helsingör zu bringen, der Kapitän musste noch dort bleiben bis der Verkauf von dem gebergten Strandgut stattgefunden. Nachdem wir eine Woche hier gewesen, bekamen wir nördlichen Wind, bestiegen das geheuerte Boot, und fort ging's südlich nach Helsingör. Gegen Abend ging der Wind mehr westlich, so dass wir die Insel Anholt an der Windseite kaum passieren konnten; denn während wir neben der Insel waren, musste das Lot (Senkblei) fortwährend gebraucht werden. Stellenweise waren wir schon so weit, dass wir jeden Augenblick befürchten mussten, mit dem Boot wieder Schiffbruch zu leiden. Unsere Befürchtung war aber glücklicherweise unbegründet, und als es wieder Tag wurde, ging der Wind mehr nördlich, der uns nachmittags nach Helsingör brachte. Hier brachten wir bald in Erfahrung, dass Captain Haase, der mit uns in Stettin war, und nach der Weser bestimmt, noch auf der Reede lag, weil der nördliche Wind ihn noch aufhielt. Der Steuermann heuerte ein Boot und fuhr dahin, um zu hören, ob dieser Kapitän Haase uns mitnehmen könne und wolle; er erklärte sich auch sogleich bereit, uns alle mitzunehmen. Es wurde noch mehr Wasser und Proviant an Bord besorgt, und wir gingen bei ihm an Bord und segelten am nächsten Tag mit einer doppelten Mannschaft ab. Während der Reise hatten wir [20] gutes Wetter, waren täglich am Fischen nach Makrelen und Hornfischen (diese werden am besten gefangen, wenn das Schiff 4—6 Englische Meilen pro Stunde läuft), die wir auch massenhaft fingen; sie wurden gekocht, gebraten und auch geräuchert. Als wir auf der Weser ankamen und den Kapitän nach unserer Schuldigkeit fragten, wollte er von Niemandem von uns für die Passage etwas annehmen, und wir verabschiedeten uns dankend von ihm und seiner Mannschaft. — Nachdem ich dann eine Woche zu Hause gewesen und meine Kleider so ziemlich wiederhergestellt hatte, bekam ich die Aufforderung von Kapitän Meyer von Klippkane, bei ihm als Matrose zu fahren. Wir machten die Reise mit dem Bremer Schiff „Frederick“ nach Bahia zusammen, wo ich Leicht-Matrose war. Nach einigen Tagen ging ich bei ihm an Bord; wir machten verschiedene Reisen nach der Ostsee und nach England. Dann wurde sein Bruder Steuermann, und die Reise ging nach Liverpool mit einer Ladung Feldbohnen, die wir im Siel zu Tettens einnahmen. Obgleich das Schiff tief beladen war, machten wir doch eine gute und angenehme Reise. Von Liverpool gingen wir mit einer Ladung Steinsalz nach Friedrichstadt an der Eider zurück. Weil wir nun ziemlich schnell wieder absegeln konnten, hatte ich einige Pfund Tabak übrig, die ich noch gern versilbern wollte, aber es musste geschmuggelt werden. Ich steckte mir zwei Pfund ins Hemd und ein Pfund in den Hut und dachte, das kann dir niemand ansehen. Aber

weit gefehlt. Als ich vom Dock nach der Stadt gehe, kommt mir da so ein Hafenzwangsbeamter in die quer und fragt: *Where you are going?* Damit nahm er mich ins Schlepptau und fortging's nach der Hafenzwangsstation. Ich hatte noch fünf Shilling, englisch, in der Tasche, die ich meinem Gefährten anbot, wenn er mich wieder an Bord gehen lasse; aber vergebens. Als wir auf der Zwangsstation ankamen, wurde ich vom Kopf bis zu den Füßen durchsucht. Die fünf Schillinge und einige Zigarren wurden mir abgenommen; ein Messer, wonach sie suchten, hatte ich zufällig nicht bei mir, dann wurde ich in eine dunkle Zelle eingesperrt und meinem Schicksal überlassen. Gegen 11½ wurde ich in die Wachtstube geholt, wo ich mich zum Feuer setzen musste und verschiedene Fragen an mich gerichtet wurden, wozu ich mit dem Tabak habe hin wollen usw. Um 12 Uhr wurden die Wachen abgelöst, und dann nahmen mich 2 Mann am Arm und segelten mit mir ab, in die Stadt hinein. Nach 10 Minuten oder ¼ Stunde dauerndem Marsch wurde ich in ein anderes Gefängnis abgeliefert und wieder in eine dunkle Zelle eingesperrt, wo ich bis zum andern Morgen sitzen musste. Die Szenen, die sich während der Nacht in dem Gang abspielten, will ich lieber verschweigen, denn ich [21] konnte bloß die Gespräche hören. Gegen 9 Uhr wurde ich von einem Zwangsbeamten herausgerufen, er sagte: „*Young man, come out*“ und führte mich den Gang nach der Straße entlang, wo ein Wagen hielt, der rings umher mit schwedischen Gardinen versehen war, in welchen ich einsteigen musste. Ich drückte mich gleich in die hinterste Ecke und es dauerte nicht lange, so waren noch 12 bis 13 Reisegefährten eingestiegen, die aus allen Klassen der Bevölkerung zusammengelesen waren. Der Wagen setzte sich in Bewegung und durchfuhr mehrere Straßen, bis wir vor einer anderen „Jail“ „stoppten“; dort stiegen noch mehrere Reisegefährten von dem selben Kaliber ein, dass der Wagen ganz voll wurde. Ein Engländer, der neben mir saß, fragte: „*What is the reason, that you are here?*“, worauf ich ihm die Antwort gab: „*I smoked a pipe on Board in the Dock.*“ Es ist nämlich streng verboten, an Bord der Schiffe, in den Docks, Feuer zu haben. Das Essen muss in den Kochhäusern bereitet werden. Auf meine Antwort entgegnete der Mann: „*O, that is a bad case, that will cost you ten pounds!*“ „*I cannot help it*“, erwiderte ich. Nachdem wir wieder mehrere Straßen durchfahren hatten, wurde Halt gemacht, die ganze Ladung musste aussteigen und in ein großes Gebäude eintreten, wo wir dem Geschlecht nach separiert wurden. Das weibliche nach der einen und das männliche nach der anderen Seite. In dem „Room“, wo wir eintraten, war schon eine ganze Kompanie vorhanden, wir waren wenigstens einige dreißig Mann. Jeder hatte seine eigenen Betrachtungen. Ich amüsierte mich mit dem Studium der verschiedenen Charaktere: der eine schlief, der andere tanzte, sang oder piff, wieder andere fluchten und wetterten, hatten teils dicke Nasen und blaue Augen usw. So vertrieb sich jeder die Zeit

nach eigenem Belieben. Hinten im Lokal war eine Pumpe mit Blechnapf an der Kette, wo man nach Belieben Wasser trinken konnte. Nachdem wir ungefähr die Zeit von ½ oder ¾ Stunden totgeschlagen hatten, kam ein Gefangenwärter mit einer großen Gießkanne und besprenkelte den ganzen Raum (wahrscheinlich mit Kalkwasser, denn es biss in die Augen.), um die Luft einigermaßen zu reinigen. Als die Luft nun reiner geworden und der scharfe Geruch sich verzogen hatte, kam ein Wärter und servierte unser Frühstück, welches aus faustgroßen Stücken Brot bestand, das er in einer großen Wanne hatte, die er mittels eines Gürtels oder Strickes über den Nacken trug und jedem präsentierte. Nach einiger Zeit wurde aufgebrochen, und marschierten wir im Gänsemarsch aus unserem Lokal durch eine andere Tür eine Treppe abwärts, in einen langen Gang, der sich unter mehreren Straßen hinwand, an [22] einigen Stellen waren Löcher mit eisernen Gittern, durch welche etwas Licht hereinfiel.

Am Ende dieses unterirdischen Ganges waren einige Zimmer, hier wurde Halt gemacht, die Namen wurden einer nach dem andern aufgerufen, und dann ging es wieder nach oben. Als die Reihe an mich kam, und ich oben anlangte, sah ich mich in einem großen Gerichtssaal, in welchem sich auch ein zahlreiches Publikum eingefunden hatte. Hier hatte ich Zeit, mich umzusehen, denn vor mir war einer im Verhör, der schöne blaue Ränder um die Augen hatte und vor dem Herrn Richter damnte und fluchte, der wurde aber wieder nach unten expediert. Nun trat aus dem Publikum mein Policeman vor die Barriere und brachte seine Aussagen gegen mich vor: er hätte mich gestern Abend auf der Straße mit den drei Pfund Tabak, die er bei sich im Tuch hatte, verhaftet. Darauf wandte sich der eine Richter an mich und fragte: „*Can you speak English?*“ Ich antwortete kurzweg in Plattdeutsch: „*Ne.*“ Er wiederholte die Frage nochmals recht lang gezogen und deutlich, worauf wieder mein „*Ne*“ erfolgte. Nur, um wegen der drei Pfund Tabak nicht viel Aufhebens zu machen, schickten sie mich hinaus zwischen das Publikum, wo mein Policeman mich in Empfang nahm mit den Worten „*now come on*“, und wir beide marschierten ab. Nachdem wir schon eine lange Strecke zurückgelegt hatten, fragte er, ob ich die fünf Schillinge wieder erhalten. Auf meine verneinende Antwort sagte er: „*Stop here a minute*“, und ging in ein großes Haus. Während ich da stand, bemerkte ich, dass dies das Haus war, wo wir abgestiegen und die Einfahrt in den unterirdischen Gang gemacht hatten. Es dauerte auch nicht lange, so kam mein Mann wieder und händigte mir das Geld ein: „*Here is your money, now let us go on board.*“ Während wir durch mehrere Straßen gingen, sah ich immer aus, ob noch keine Masten zum Vorschein kommen wollten, aber vergebens, alles war mir unbekannt. Ich las die Aushängeschilder, nichts Bekanntes. Vor einem hübschen Tavern-Schild blieb ich wohl unwillkürlich stehen, und er fragte mich: „*Would you like a glass of porter or beer?*“ Und als ich

dankte, sagte er: „Come, go on then.“ Ich dachte mir gleich, er wollte wohl mal trinken und so fragte ich ihn, „would you take a glass“, was er gerne annahm, wir gingen hinein, bestellten zu trinken und unterhielten uns ganz gemütlich. Er erzählte mir, er hätte mich abgefasst, weil er geglaubt, ich wolle vom Schiff desertieren, weil ich so ziemlich dick und breit ausgesehen. Ich hatte natürlich die Zeche zu bezahlen, die wir gemeinschaftlich gemacht, und als wir auf [23] die Straße kamen, bezeichnete er mir den Weg, den ich zu gehen hatte, um an Bord zu kommen und warnte mich noch, ja das Schiff nicht zu verlassen. Wir verabschiedeten uns, den Tabak aber nahm er mit. Der Kapitän hatte meine Verhaftung bald erfahren, worauf er gleich nach seinem Kontor gegangen war, um sich zu erkundigen, wie er sich zu verhalten habe. Dort hatten sie ihm gesagt, es würde wohl ein Polizist zu ihm kommen und ihn auffordern mitzugehen, damit er sehe, ob der Arrestant einer von seinen Leuten sei, dann solle er sich an nichts kehren und dem Polizisten nur sagen, solche Leute wolle er gar nicht mehr an Bord haben. Wenn der Kapitän mitgegangen wäre, so würde das noch einige „Pounds“ gekostet haben, so bin ich mit einer Nacht Arrest davon gekommen, und wenn ich jetzt manchmal an diese Fahrt denke, macht sie mir noch immer Spaß, denn wenn man so etwas nicht selbst durchmacht, kann man sich auch keinen Begriff machen, wie bunt es manchmal hergeht.

Nachdem unser Schiff wieder mit Steinsalz beladen war, machten wir die Reise nach Fredricksstadt [Friedrichstadt] an der Eider, wo die Ladung gelöscht wurde und das Schiff auch gleich wieder für eine Reise nach Libau [Liepāja] verfrachtet wurde, um von dort Leinsamen und Weizen nach Bremen zu bringen. Wie es so häufig vorkommt, dass Brüder nicht miteinander harmonieren können, so war es auch hier der Fall, denn wenn der Kapitän den Steuermann öfters sagte, dies oder jenes vorzunehmen, so gab der Letztere mitunter so niederträchtige Antworten, dass meine Feder sich sträubt, dieselben niederzuschreiben. Da ein solches Verhältnis nicht gut bestehen konnte, so wurde der Steuermann abgedankt und der Kapitän machte mir den Antrag, bei ihm als Steuermann einzutreten. Ich hatte mein Steuermanns-Examen in Bremen gemacht, und nur weil ich noch ziemlich jung war, wollte ich noch etwas mehr Erfahrung als Matrose sammeln. Ich sagte dem Kapitän, er solle den Mann noch eine kleine Reise nach Libau machen lassen und ich würde dann sein Anerbieten im nächsten Frühjahr dankend annehmen. Nein, sagte der Kapitän, fort muss er, und wenn du nicht willst, so finde ich einen andern. Daraufhin akzeptierte ich seinen Vorschlag und fungierte von nun an als Steuermann. In Fredricksstadt verliebte und verlobte sich der Kapitän mit der Tochter des Hotel-Wirts Kastens und im Laufe des Winters wurde die Hochzeit gefeiert. Als das Schiff wieder den gehörigen Ballast an Bord hatte, segelten wir die Eider aufwärts, und da einige Buchten laviert werden mussten, geriet es auf den Grund. Ein

dicht hinter uns segelndes Eider-Schiff rannte unser Schiff so [24] stark an, dass es wieder flott, aber auch durch die starke Erschütterung leck wurde. Es war schon ziemlich spät im Herbst, und deshalb war es nicht ratsam, mit einem lecken Schiff in See zu gehen. Als wir bei Nübbel ankamen, wo die erste Zimmerwerft war, die wir antrafen, gingen wir vor Anker, damit der Schaden ausgebessert werde, denn die Mannschaft weigerte sich, mit einem lecken Schiff in See zu gehen. Der Schiffsbaumeister erklärte, das Schiff müsse auf die Werft gezogen, kalfatert und repariert werden, was denn auch sehr bald geschah, bevor aber die Reparatur beendet werden konnte, stellte sich der Winter ein und die Schifffahrt wurde eingestellt, deshalb mussten wir hier überwintern. Im Anfang des Frühjahrs wurde das Wasser frei, und wir machten uns so schnell wie möglich auf die Reise, die auch ganz gut vonstatten ging. Als wir vor Libau ankamen, war die ganze Küste noch meilenweit in die See hinein mit Eis bedeckt, so dass an ein Einlaufen nicht zu denken war. Wir kreuzten 2 Tage vor dem Eise und am dritten Tag ankerten wir auf der Außen-Rede nahe dem Eise; bis gegen Mittag ging der Wind östlich, infolgedessen das Eis in Bewegung kam. Gegen 2 Uhr kam ein Lotsen-Boot zu uns, und bald nachher gingen wir unter Segel, kreuzten, so gut es gehen wollte, durch die Eisfelder bis vor die Mündung des Flusses, wo wir Anker werfen mussten, weil der Strom stark auswärts lief. Dann wurden alle Leinen und Trossen ins Boot genommen und nach dem Pier gerudert, wo Hunderte von Menschen standen, die das Ende der Leinen in Empfang nahmen, dann kam das Boot zurück, warf so viel Leine aus als nötig war, bis das Schiff erreicht war, hier wurde die Leine befestigt und dann der Anker gehoben. Die Mannschaft am Lande zog das Schiff in den Hafen, soweit es das Eis erlaubte, denn etwas oberhalb war noch solides festes Eis. Innerhalb etwa einer Woche hatten wir die neue Ladung an Bord, die aus Weizen und Saat-Leinsamen in Fässern bestand, mit welcher wir wieder in See gingen. Das Wetter war anfangs gut, wir hatten mäßigen Wind. Dann aber in der nächsten Nacht bekamen wir heftigen Schneesturm, so dass wir mehrere Segel festmachen und andere reffen (kleiner machen) mussten. Unser Kurs war nördlich von Bornholm, aber die nördliche Strömung hatte uns etwas versetzt, denn in der nächsten Nacht während der Kapitäns-Wache kam das Feuer von Erdholm (Christiansøe) in Sicht und wir mussten den Kurs um einige Kompass-Striche nördlicher richten, um Bornholm am Nordende passieren zu können. Die See ging hoch und kam von der Seite, so dass das Schiff [25] furchtbar arbeiten musste und häufig das Wasser darüber wegschlug. Die Pumpen wurden jede Stunde probiert und das Schiff dicht befunden, bis wir das Nordende von Bornholm seitwärts hatten; hier gaben die Pumpen volle Schläge und das Wasser stieg im Raum des Schiffes. Wir beschlossen, hinter Bornholm zu laufen, um womöglich den Hafen

von [Rönne](#) (Westseite von Bornholm) zu erreichen. Hinter Bornholm wurde die See ruhig und bald kamen drei Lotsen an Bord, die uns erklärten, dass wir, weil der Wind vom Lande blies, nicht weiter kommen könnten. Wir sollten auf der Außenreede ankern, bis besseres Wetter eintreten würde. Als nun das Schiff vor Anker lag, wurden alle Pumpen in Bewegung gesetzt, und nach langer, harter, anstrengender Arbeit gelang es uns, das Wasser aus dem Schiff zu entfernen; aber nachher musste noch die halbe Zeit gepumpt werden, denn wenn wir nur 10 Minuten warteten, hatten wir wieder gerade so lange zu pumpen. Das Wasser welches überspritzte, verwandelte sich sofort in Eis. Auf dem ganzen Vorderdeck, dem Bugspriet und 10 bis 12 Fuß hoch in die Wanten hinauf war das Eis teilweise mehr als fußdick. Unser Ankergrund waren Felsen, und am andern Morgen, als ich noch im Bette lag, hörte ich, dass die Ankerkette über Felsen schleifte und das Schiff trieb.

Die See wurde unruhiger, je weiter wir vom Land wegtrieben, und wir waren genötigt, eine andere Fock anzubinden und die Ankerkette zu schlippen, denn das ganze Vorderdeck mit Spill (Ankerwinde) und Segel war dick mit Eis belegt, welches erst recht weggeräumt werden musste, ehe wir das Ende der Kette losmachen konnten. Als die Kette nun los war, wurde die Fock aufgezogen, und nun ging es mit östlichem Schneesturm westwärts, dem holsteinischen Kanal zu. Die Pumpen durften nur in kleinen Pausen stillstehen, denn hier hieß es „Pumpen oder Versupen“. Es war für uns sehr vorteilhaft, dass wir die drei Lotsen an Bord hatten und diese Pumpen helfen konnten; beiläufig gesagt, bedauerten diese armen Leute ihre Familien, denn diese konnten ja nicht wissen, was mit uns vorgegangen war, weil der Schnee so dicht fiel, dass von uns aus kein Land und vom Lande aus unser Schiff nicht gesehen werden konnte. Es hielt ziemlich schwer, unseren Kurs einigermaßen richtig einzuhalten, denn wir mussten unsere Berechnung rein nach Mutmaßung führen und ihr die Zeit unserer Abfahrt zu Grunde legen, um nach dieser unseren Kurs feststellen zu können. Bei der Insel Rügen klärte sich die Luft auf, der Wind blieb günstig und wurde schwächer, so dass wir nach und nach alle dienlichen Segel beisetzen konnten. Als es hell wurde, konnten wir in der Nähe einige Wracks treiben sehen, ein Schiff trieb mit dem Kiel nach oben. [26]

Am andern Tage kamen wir in [Holtenau](#) an, wo mehrere Schiffe durch das von uns glücklich überstandene Unwetter aufgehalten worden waren, und mehrere der Mannschaft dieser Schiffe kamen zu uns an Bord, um unser Schiff vom Eis zu befreien, welches noch hie und da festsaß. Infolge dieses kalten Wetters und des Schnees hatte sich wieder eine Eisdecke im Kanal gebildet, so dass ein Boot unter dem Bugspriet befestigt werden musste, um das Eis zu brechen, und sechs Pferde auf der einen und mehrere Mannschaften auf der anderen Seite zogen das Schiff vorwärts. Am

Abend kamen wir bis vor die Brücke zu [Landwehr](#) und konnten wir hier seit acht Tagen zum ersten Mal wieder ruhig schlafen. Am nächsten Tag kamen wir in [Rendsburg](#) an, und hier wurden gleich Anstalten getroffen, die Ladung zu löschen, denn es ging in Havarie. Nahe der Schleuse kam die Ladung in Packhäuser, wo sie vorläufig gelagert und getrocknet wurde. Die Leinsamenfässer, die nass geworden, wurden ausgeschüttet, denn an der Wand in den Fässern hatte sich eine zolldicke Kruste gesetzt, die Saat selbst war großen Teils nicht beschädigt, nur die unterste Lage hatte sehr gelitten, denn wir hatten drei bis vier Fuß Wasser im Schiffe gehabt. Die Nachwehen dieser Tour für uns persönlich kam später; dem Kapitän waren einige Finger ganz schwarz gefroren und ich bekam unter jeder Hacke am Fuß ein großes Geschwür, die jedoch bald wieder heilten, als sie sich geöffnet hatten, aber bis dahin furchtbare Schmerzen verursachten. Ich sprang öfters ins Boot und ließ die Füße ins Wasser hängen, um die Hitze aus ihnen zu entfernen. In ähnlicher Weise hatte jeder von uns seinen Teil bekommen. Ich hätte beinahe vergessen zu erwähnen, dass der Kapitän seine junge Frau auch an Bord hatte und die Hochzeitsreise mit ihr machte. Nun, um diese ersten Flitterwochen waren sie wohl kaum zu beneiden.

Die Ladung wurde in andere Schiffe verladen und nach Bremen befördert. Nachdem die Havarie-Papiere in Ordnung gebracht und der Schaden am Schiffe abgeschätzt war, bekam der Kapitän die volle Fracht nach Bremen und ein Tausend Thaler als Schadenersatz ausbezahlt. Die Reparatur am Schiff wurde in Nübbel, wo wir ja auch den Winter zugebracht hatten, vorgenommen, wobei das Schiff wieder auf die Werft gezogen werden musste. Das neue Segel- und Tauwerk wurde in Rendsburg gemacht, auch erhielten wir wieder Anker und Kette. Als das Schiff wieder in seetüchtigem Zustande war, machten wir im Sommer verschiedene Reisen bis der Winter Einhalt gebot und das Schiff auf der Eider ins Winterquartier gebracht wurde. Da die Mannschaft an der Weser zu Hause war, reisten wir über [27] Land nach Hause. Im nächsten Frühjahr kam ich wieder zu Kapitän K. von [Elsfleth](#) als Steuermann, mit welchem ich einige Jahre fuhr und verschiedene Reisen auf der Nord- und Ostsee machte, bis ein Mitreeder in Bremen ein neues Schiff in [Bremerhaven](#) kaufte, auf welchem ich als Kapitän fahren sollte. Ich lag mit Kapitän K. in [Antwerpen](#), als ich die Nachricht von dem Kauf unseres Schiffes „Seeman“ erhielt. Aber da mein Kapitän mich nicht entlassen wollte, musste ich die folgende Reise noch mitmachen, bis wir auf der Weser ankamen, wo ich dann meinen Abschied nahm.

Die „Seeman“ musste also für die erste Reise einen anderen Kapitän haben und war nach Antwerpen in See gegangen. Als wir auf der Reede von [Vlissingen](#) zum Auslaufen bereit lagen, kam die „Seeman“ eines Morgens früh angesegelt. Weil unser Schiff die Bremer Flagge führte, musste ich erst Bremer Bürger werden

und meinen Wohnort im Bremischen nehmen, um als Kapitän auf dem Schiffe fahren zu können, ein Umstand, der sehr viel Schererei und Schreibung zur Folge hatte. Meine Wohnung nahm ich in [Vege sack](#). Mit diesem Schiff krüppelte ich mich 7 Jahre auf der Nord- und Ostsee herum, denn es war zu klein und auch kein guter Segler. Wenn 42 Last Weizen im Schiff waren, war es schon schwer beladen und bei den niedrigen Frachten in damaliger Zeit konnte ich kaum die Unkosten decken. Ich machte mehrere Reisen nach Hull mit Weizen, wobei die ganze Fracht nur 40—45 Pfund Sterling einbrachte; auf der Rückreise bekam ich mitunter etwas Stückgut, und wenn dies nicht da war, nahm ich Kalksteine als Ballast, die an die Kalkbrenner an der Weser wieder billig verkauft wurden. Dennoch machte ich immer ziemlich gute Reisen und blieb von Unfällen verschont. Im Winter 1846 bis 1847 verkaufte ich dieses Schiff und fand einen Mitreeder in Strohausen, um ein neues und größeres Schiff zu bauen. Der Mitreeder hatte das Geld in der Lotterie gewonnen, und wie ich meiner ältesten Schwester mitteilte, dass dieser einen halben Anteil an dem neuen Schiff nehmen wollte, gab sie mir zur Antwort: „Bruder, siehe zu, dass du einen anderen findest, denn ich bin bange, bei dem Gelde ist kein Glück.“ Ich lachte und erwiderte, dass es doch nicht gestohlen sei, und dabei blieb es. Wir machten einen Bau-Kontrakt mit dem Schiffsbaumeister H. Behrens in [Brake](#), bei welchem das Schiff unter meiner Aufsicht gebaut wurde, und passte ich genau auf, dass nur gutes Material zum Bau verwendet wurde. Die Bauart war Galliot mit Schoner-Takelage und 110 Last groß (eine Last = 2 Tonnen). Unten ward es kupferfest gemacht, damit es später auch mit Kupfer beschlagen [28] werden konnte. Der Bau ging rasch vonstatten, und im Juli 1847 lief das Schiff vom Stapel, und es erhielt den Namen „Visurgis“ (zu Deutsch Weser). Die erste Reise ging nach [Hammerfest](#) in Norwegen, um von dort mit einer Ladung Stockfischen nach [Venedig](#) zu gehen. Das Schiff war mit Ballast und etwas Stückgütern beladen, und als wir in See kamen, fand ich bald, dass das Schiff sehr gut segelte, in jeder Hinsicht seefähig war und gut manövrierte. Wenn ich nun das Schiff so leicht über die Wellen hinweg tanzen sah, kam mir mitunter der Gedanke, dass ich der glücklichste Mensch auf der Welt sei, denn ich wusste nicht, welchen Wunsch ich noch hätte haben sollen. Meine ganze Mannschaft bestand aus acht Mann, von welcher der Koch (ein Vierziger) und ich verheiratet waren, die übrigen waren junge Leute. Die Reise ging ohne irgend einen Unfall schnell und gut vonstatten. Je weiter wir nordwärts kamen, je länger wurden die Tage, bis nahe am Ziel unserer Reise die Sonne gar nicht mehr unterging, sondern nur einen Kreis über den nördlichen Horizont beschrieb und nachts um 12 Uhr war es eben so hell, wie um Mittag. Als ungefähr die halbe Ladung Stockfische an Bord war, fing der Koch eines Abends mit den jungen Leuten an zu singen und

zu erzählen, um sich die Zeit zu vertreiben. Das Fischladen nimmt ziemlich viel Zeit in Anspruch, und die Sonne ging um diese Zeit schon wieder für mehrere Stunden unter. Als nun die Dämmerung eintrat, legten sich die Leute in die Koje, der Koch mit einer brennenden Pfeife, nur der Junge musste aufbleiben, um den Steuermann zu holen, der wegen seiner Wäsche an Land war, und auch ich suchte mein Bett auf. Nachdem ich wohl 10—15 Minuten gelegen hatte, kam der Junge ganz ängstlich zu mir in die Kammer und sagte, ich möchte doch mal aufs Deck kommen; auf meine Frage: „Wat is denn los?“, antwortete er: „Ach, der Koch ist so wunderlich und hat sich gebrochen.“ „O“, sagte ich, „de het to vel eten.“ Der Junge ging und sagte: „Kommen se man mal herup.“ Gleich darauf ging ich auf Deck in das Logis der Leute und fand den Koch schluchzend, wir nennen es Schnickup, in der Koje, die Pfeifenspitze lag auf dem Kinn und dicke Graupen mit Pflaumen, die wir zu Mittag hatten, lagen an beiden Seiten des Mundes über den Bart. Ich erkundigte mich bei den Leuten, wie dies angefangen habe und erfuhr, dass, nachdem sie nur kurze Zeit gelegen hätten, das Schluchzen angefangen habe, sie hätten den Jungen gerufen, um Licht zu machen, und da habe dieser gesagt: „Dar is bi uns mal Ener an sturben.“ Ich befahl den Leuten, den Koch aus der Koje zu holen, denn er war [29] besinnungslos und ganz schlaff, damit wir ihn möglicherweise zum Brechen brächten; alle angewandten Mittel zeigten sich jedoch als erfolglos. In der Zwischenzeit war auch der Steuermann wieder an Bord gekommen. Ich ließ mich an Land setzen, um den Doktor zu holen; derselbe ließ sich aber nicht sprechen, denn er war am Nachmittag an Bord des Postdampfers, der alle 14 Tage dort ankommt, gewesen, wo der Doktor wahrscheinlich zu viel gesp-r-o-chen hatte. Da ich hier unverrichteter Sache wieder fort musste, ging ich in die Apotheke und stellte dem Apotheker die Sache vor, aber dieser sagte, ohne Rezept vom Doktor könne und dürfe er nichts verabreichen. Also, was nun? Als ich wieder an Bord kam, war keine Veränderung eingetreten; ich rief die Kapitäne von andern Schiffen, die auch Verschiedenes mitbrachten, um es dem Koch einzuflößen, aber das Eine half so wenig wie das Andere. Die Nacht über hielten zwei Mann Wache. Keine Veränderung. Gegen 4 Uhr morgens ging ich wieder zum Doktor, der noch im Bette lag und sagte der Köchin, die schon auf war, ich müsste den Doktor notwendig sprechen, worauf er auch bald zum Vorschein kam. Ich stellte ihm mein Anliegen vor, aber er fühlte ganz katzenjämmerlich und musste erst einige Tropfen Kaffee trinken, worauf wir an Bord gingen.

Als der Doktor den Koch gesehen, den Puls gefühlt und die üblichen Fragen, ob er Zuckungen, Stuhlgang und dergleichen gehabt habe, gestellt hatte, nahm ich ihn mit in die Kajüte. Auf meine erste Frage: „Doktor, wie wird das?“, erwiderte er ganz gleichgültig: „Der Kerl muss sterben.“ Ich sagte ihm: „Das ist leicht ge-

sagt, aber ist denn gar nichts anzuwenden, was möglicherweise noch zum Guten führen könnte?“ „Sie können“, sagte er, „ihm ein Klistier geben oder ihn zur Ader lassen, aber ich bezweifle es, dass es noch hilft.“

Ich wünschte, dass der Doktor den Koch gleich zur Ader ließe, aber er hatte keine Zeit, denn er wollte mit dem Dampfer, der um 7 Uhr abging, verreisen; ich sollte nur zum Barbier schicken, sagte er, was auch bald geschah. Als die Ader geschlagen wurde, spritzte das Blut wie bei einem gesunden, jedoch wurde keine Veränderung beim Koch hervorgerufen, denn er lag ganz besinnungslos und ganz schlaff, gerade so, wie man ihn hinlegte, blieb er liegen. Nun musste noch eine Spritze herbeigeholt werden, die bei der Hebamme geborgt wurde, und auch nach deren Gebrauch blieb es beim Alten, und keine Veränderung stellte sich ein. Nun musste ich befürchten, dass sich des Doktors Aussage bestätige. Zwischen 8 und 9 Uhr als die Kontore geöffnet wurden, begab ich mich zu einem Kaufmann, Herrn Jentoff, und stellte ihm mein [30] Pech vor, ich fragte ihn, ob wir den Koch nicht irgendwo an Land unterbringen könnten, denn ich möchte doch nicht gerne, dass ich auf dem neuen Schiffe schon gleich einen Todesfall hätte, es müsste sich in ein paar Tagen entscheiden. Herr Jentoff ging mit mir zu einer Witwe, die eine Matrosen-Schlafstelle hielt; sie war auch gleich bereit, unserm Anliegen zu willfahren und schien froh zu sein, etwas zu verdienen, auch ihre Forderung war sehr mäßig. Hierauf ging ich wieder an Bord, eine provisorische Tragbahre wurde hergestellt, und wir schafften den Koch in sein neues Logis. Wir legten ihn in sein sauberes Bett und so, wie wir ihn hinlegten, blieb er liegen, ohne die geringste Bewegung zu machen, nur der Atem ging. Bei Tage sah die Frau nach ihm, in der Nacht hielten die Schiffskameraden Wache; es blieb immer dasselbe. Als ich am dritten Morgen nach dem Kontor ging, fragte ich die Frau, was der Koch mache. Sie sagte, er schläft, und als ich nach einer oder anderthalb Stunden zurückkam, sprach ich wieder vor und stellte dieselbe Frage, worauf sie antwortete, er ist tot. Nach drei Tagen wurde er ganz anständig begraben, wobei alle Schiffe im Hafen ihre Flaggen Halbmast aufgezogen hatten. Sein verdienter Lohn wurde seiner Familie übermittelt. Nun heuerte ich wieder einen Matrosen, der gerade von Spitzbergen vom Robbenfang zurück kam. Derselbe war von Wismar, Sohn eines Polizei-Kommissars; er hatte sehr gute Schulen besucht und war so ein rechter Bruder Lustig mit unverwüsthlichem Humor, musikalisch, dabei angenehm im Umgang. Einer der Leichtmatrosen übernahm nun das Kochgeschäft. Nachdem das Schiff mit einer vollen Ladung Stockfische und dem nötigen Steinballast versehen war, ging's in See für die Reise nach Venedig. Diese Reise ging anfangs gut vonstatten, das Schiff segelte und manövrierte nach Wunsch, aber schon nach einer Woche wurde uns „Halt“ geboten.

Es wird manchem Leser lächerlich erscheinen, wenn ich ihm von meinen Träumen erzähle, dass die Wit-

terung auf sie Einfluss habe; aber doch habe ich mehrfach die Erfahrung gemacht, so auch hier. Der Steuermann hatte die Wache von 12—4 Uhr. Wir hatten die vollen Segel bei, der Wind war so günstig, dass wir das Ober- und Bramleesegel führen konnten. Gegen ¼4 Uhr kam ich, durch einen Traum geweckt, aufs Deck und sagte dem Steuermann, dass die Leeseegel eingenommen werden sollten; er meinte jedoch, es wehe ja nicht mehr so sehr. Ich machte ihn aber aufmerksam, dass die Luft so schwarz heraufzog. Als die Leeseegel eingenommen waren, kam meine Wache auch auf Deck und alle leichten Segel wurden festgemacht. Dann wurde die Rahfock aufgezogen, inzwischen führte ich das Steuer und der Steuermann kam noch [31] zu mir mit der Frage: ob die Fock festgemacht werden sollte? Ich sagte: „jawohl.“ Darauf schickte der Steuermann fünf Mann hinauf, die Fock festzumachen. Das Topsegel, Klüver und Schonersegel standen noch voll bei, und während die Leute das Segel auf die Rah zogen, zerbrach der Mast in drei Stücke. Das mittlere Stück schlug rückwärts längs aufs Boot und der obere Teil mit Stange und Rahen kam gerade vierkantig herunter, wie es oben gestanden, so das alle fünf Mann aufs Deck fielen. Es war sehr finster. Der Steuermann und der Junge waren an der Windseite; ich ließ das Steuer los und lief nach der Leeseite, um, wenn möglich, einen über Bord gefallenen zu retten.

Der Koch war unversehrt geblieben und stand oben auf dem Boot, auf der Ecke der Hütte lag ein Matrose auf dem Deck, der jämmerlich um Hülfe schrie; dann sah ich den Zimmermann unter der Takelage hervorkriechen, ebenso den einen Leichtmatrosen, dann rief ich, wo seid ihr?

Darauf rief der neuangekommene Matrose: „Ach, helfen Sie mir, ich sitze fest!“ Wegen dem quer übers Deck liegenden Takelwerk konnte ich nicht sofort zu ihm kommen, sondern musste hinter dem Boot herum, um zu ihm zu kommen. Als ich vor die Wanten der Luvseite kam, schleppten der Steuermann und der Koch ihn über dieselben hinweg und stützten ihn zu beiden Seiten unter den Armen, er sprang auf einem Beine. Auf meine Frage: was ihm fehle? antwortete er: „Fassen Sie mir den Fuß an.“ Als ich hinter ihnen stand, bückte ich mich, und als ich den Fuß packte, wäre ich beinahe umgefallen, denn das Bein war oberhalb der Knöchel ganz versplittert. Ich bekam die Hände voller Knochen, und das Blut spritzte mir über beide Hände. Bringt ihn gleich in die Kajüte, sagte ich, und da er noch oben auf der Bank saß, ließ ich sein Bett in die Kajüte bringen, wo wir ihn hinlegten. Inzwischen hatten sich die Rahen und Stengen über Bord gearbeitet und brachten eine große Erschütterung im Schiff hervor, so dass wir befürchten mussten, dass das Schiff Leck würde, daher mussten wir uns hiervon zu befreien suchen. An ein Heraufziehen der Takelage war nicht zu denken, weil wir zu wenig und zu schwach waren, deshalb wurde Axt, Beil und Messer gebraucht,

und wo irgendwas hielt, wurde gekappt, bis die ganze Takelage vom Schiff entfernt war. Das Klüverstag konnte nicht gekappt werden, und als dieses nun straff wurde, brach auch der Klüverbaum weg.

Die See war sehr unruhig geworden, und das Schiff rollte und arbeitete gewaltig, da wir keine Segel beisetzen konnten. Auf Deck war nun vorläufig unsere Arbeit beendet, als ich wieder in die Kajüte kam, sagte mir der Patient: „Nun holen sie nur [32] eine Axt und hauen Sie den Fuß ab, ich habe es gesehen, es kann nicht wieder anheilen, und so kann ich's nicht lange aushalten.“

Durch das furchtbare Arbeiten des Schiffes wurde sein Körper immer mehr oder weniger hin und her gerollt, der Fuß dagegen lag still, wodurch immer etwas Reibung entstand. Vom Unterbein über dem Knöchel waren mindestens 4 Zoll zermalmt, so dass nur noch die Haut und Sehnen es aneinander hielten. Anfangs weigerte ich mich, den Fuß abzuhauen, aber er bat mich, ich soll doch ein Mensch sein und ein Herz fassen, mit einem Hieb wäre es geschehen. Ich machte noch Einwendungen, man könne bei dem Rollen des Schiffes nicht sicher hauen und ähnliche, er sagte aber, nehmen wir erst einen guten Schluck und dann, je eher je lieber ist es mir. Wir holten eine Planke, ein langes Stück Feuerholz und die Axt. Ich legte die Planke unter das Bein und der Steuermann schlug mit dem langen Stück auf die Axt, der Kranke saß aufrecht da, bis der Schlag erfolgte, dann fiel er mit einem starken Schmerzensschrei zurück. Der Junge hatte während der Operation das Licht gehalten, ich schickte ihn fort um Wasser zu holen, um den Verband nass zu machen. Als ich beinahe mit dem Verband fertig war und denselben nass machen wollte, schlug der Patient die Augen auf und sagte, ich möge etwas Essig dazu gießen, damit das Blut eher gestillt werde. Ich hatte zufälligerweise ein paar Schaffelle mit der Wolle, die ich ihm unter das Bein legte, und nun blieb er ruhig liegen. Wir gingen aufs Deck und probierten die Pumpe, das Schiff zog etwas mehr Wasser, nachdem wir eine Weile gepumpt hatten, war das Wasser entfernt, und ich schickte den Koch hinunter, um nach dem Kranken zu sehen, der kam aber gleich wieder herauf und sagte, er glaube, der sei tot, er sei ganz totenbleich. Darauf gehe ich hin, und als ich ihn genauer beobachtete, sah ich, dass sich die Nasenflügel noch etwas bewegten und er folglich noch atmete, so blieb er eine bis ein und halbe Stunde liegen, dann schlug er die Augen auf und bat um etwas Trinkwasser. Die Blutung hatte aufgehört, und nun wurde das Bein immer mit Wasser abgekühlt, da wir sonst nichts anzuwenden wussten. Wie schon erwähnt, war der Koch unversehrt geblieben, aber die anderen drei waren ziemlich hart mitgenommen und waren arbeitsunfähig. Der Zimmermann und ein Matrose spuckten Blut, und der Leichtmatrose hatte starke Erschütterungen erlitten. Wie es sich nachher herausstellte, hatte der Zimmermann einige Rippen gebrochen. Der Sturm hatte bedeutend zugenommen, blies

aus Südwest, und die Aussicht war vorhanden, dass [33] wir nach Norden getrieben wurden, um dort möglicherweise elend umzukommen. Wir setzten am Hintermast ein Stagesegel auf, um das Schiff mehr auf der See zu halten. Die Stenge und der Top waren auch heruntergerissen, nur die Wanten lagen noch fest. Die zweite Nacht schien das Wetter etwas besser zu werden, wir versuchten, das Großsegel dicht gerefft aufzusetzen. Während wir damit beschäftigt waren, das Segel aufzuhissen, wurde das Schiff unruhig und rollte viel stärker als vorher. Als das Segel nun stand, sah ich auf den Kompass und fand, dass der Wind nach Nordwest umgesprungen war. Jetzt musste das Schiff gedreht werden, aber mit dem einen Segel hinten auf dem Schiffe war es keine Möglichkeit gegen oder vor den Wind zu wenden, deshalb musste ein Block oben an dem großen Mast befestigt werden, woran ein Stagesegel, welches vorne am Spill befestigt wurde, aufgezogen wurde. Als das Segel oben war, wurde das Steuer aufgedreht und das Schiff wurde wieder lenkbarer, so dass der Druck auf das Steuer das Schiff zum Abfallen brachte. Als es nun vor dem Winde segelte, wurde das Großsegel teilweise herunter über die andere Seite genommen, ich war am Steuer und versuchte, ob sich das Schiff vor dem Winde steuern ließ, was auch zu meiner größten Verwunderung sehr gut ging. Das Großsegel wurde wieder aufgezogen, und das Schiff machte 8—9 Meilen in südöstlicher Richtung nach der Küste von Norwegen zu; meine Absicht war, [Christiansund](#) zu erreichen. Der Sturm nahm zu, die See ging hoch und wurde sehr unruhig, so dass die Wellen häufig von hinten übers ganze Deck schlugen. Der Steuermann machte einige Mal die Bemerkung, dass, wenn das Schiff zu viel anluvte und wir die Wellen von der Seite bekämen, so würden wir alle über Bord gewaschen; ich sagte ihm, wir müssten nur gut aufs Steuern achten und jetzt müssten wir benutzen, was uns geboten würde, denn auf diese Weise könnten wir in ein paar Tagen an Land sein. Es war eine harte Zeit für uns, denn wir waren nur unser Drei, die das Steuer handhaben konnten, und den Schlaf mussten wir uns für Augenblicke sitzend rauben. Unsere Patienten wurden so gut gepflegt, wie es die Umstände erlaubten. Das gebrochene Bein des Einen wurde oft mit Wasser und Essig benetzt, und die Übrigen konnten auch noch nicht aufs Deck kommen. Am 23. September brach der Mast, am 24. bekamen wir das Schiff vor den Wind, und am 26. mit Tagesanbruch rief der Steuermann, der gerade am Steuer war, da er mich um 4 Uhr abgelöst hatte: „Land vorut!“ Ich hatte mich in des Steuermanns Kammer gesetzt und war eingeschlafen, denn seit drei [34] Tagen war ich nicht im Bett gewesen. Als ich den Ruf hörte, sprang ich auf Deck und rief dem Steuermann zu: „Lüv up“ und ich sah, dass wir längs der Küste segeln konnten, wenn wir mehr Segel setzten. Nun wurden vom Top des großen Mast die Klüflock nach dem Spill und die Stagflock nach dem gebrochenen

Stump des Vormast beigesetzt. und das Schiff lief mit diesem Segel längs der Klippen und der Brandung. Ich stieg nach oben in den Mast, um einen besseren Überblick zu haben und bemerkte, dass innerhalb der Klippen ruhiges Wasser war. Ich dachte, wenn sich nun irgendwo eine Öffnung zwischen den Klippen zeigt, segeln wir hinein. Der Tag wurde heller und es mochte eine halbe Stunde verstrichen sein, als ich eine solche Öffnung sah, und wie wir davor waren, rief ich dem Steuermann zu: „Hol af.“ Das Schiff kam vor den Wind und von oben kommandierte ich, wie gesteuert werden musste, die Klippe zur Rechten und die Brandung zur Linken sollte er nur zwischen durchhalten, binnen sei ruhiges Wasser. Als wir schon eine gute Strecke innerhalb der Klippen fortsegelt waren, kamen zwei Boote auf uns zu, wovon wir das erste annahmen, indem wir beidrehten (das Schiff gegen den Wind anlaufen lassen.), und die Insassen desselben boten sich uns als Lotsen an. Sie erklärten uns, dass wir in ein rechtes Fahrwasser hereingekommen, welches nach Molde führte, und wenn der Lotse draußen an Bord gekommen wäre, so hätte er uns nach Christiansund bringen können, nun aber wäre kein anderer Ausweg, als nach Molde zu segeln, wo auch eine Schiffswerft sei. Am 26. September ungefähr gegen Mittag ankerten wir vor Molde, das Schiff war bald von Booten umringt, in welchen sich Kommissionäre, Versicherung-Agenten usw. befanden, die ihre Dienste anboten, denn bei Schiffen, die in Havarie binnen laufen, gibt es gewöhnlich einen guten Brocken Verdienst.

Ich bat, dass nur erst mal ein Doktor an Bord käme, damit die Kranken bessere Verpflegung erhielten. Während nach dem Doktor geschickt wurde, engagierte ich den Kaufmann Ole Olsen als meinen Kommissiönär, um meine Geschäfte in Bezug auf Havarie zu besorgen. Als der Doktor an Bord kam, erklärte er, dass die Kranken an Land gebracht werden müssten, denn das gebrochene Bein müsste noch einmal amputiert werden. Die Amputation wurde auch gleich nach der Ankunft an Land von zwei Doktoren vorgenommen. Ich konnte nicht dabei sein, weil ich sonstige Geschäfte zu besorgen hatte. Als ich abends zu meinen Kranken kam, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, fand ich sie in einem Privathause einquartiert, wo es ganz sauber [35] aussah. Auf mein Befragen nach dem Befinden erwiderte mir der Matrose Franz, dem das Bein amputiert war: „Wenn die mir noch mal so wieder kommen wollen, dann lieber tot, das Sägen des Knochens ist fast nicht mehr zum Aushalten gewesen.“ Das Bein war fünf Zoll unter dem Knie abgenommen, weil in dem unteren Teil des Beines schon der Brand eingetreten war. Der Zimmermann und Matrose hatten innerliche Verletzungen und letzterer hatte einige Rippen gebrochen; diese beiden kamen nach einigen Wochen wieder an Bord. Der Leichtmatrose kam nicht an das Land, er war in einigen Tagen wieder hergestellt und konnte arbeiten. Die Ladung wurde auf ein Packhaus gebracht.

Die Reparatur der Takelage wurde sobald als möglich fertiggestellt, größtenteils wurde dieselbe in Christiansund angefertigt. Das Schiff wurde auch über die Seiten gedreht (kielholen) und kalfatert. Nachdem die Masten wieder standen, wurde die Ladung wieder eingenommen, viel Zeit ging dabei verloren, obgleich Tag und Nacht gearbeitet wurde. Die Havarie-Gelder wurden von Bremen aus, wo das Schiff und die Ladung versichert waren, akzeptiert und eingeschickt, aber zuletzt wurde es der Assekuranz-Kompagnie doch wohl ein wenig zu dick, weil so große Rechnungen gemacht wurden, und sie zögerten mit dem Remittieren. Das Schiff lag schon einige Zeit fertig zum Segeln, aber ich konnte nicht fortkommen, weil noch nicht alle Rechnungen bezahlt waren. Fast jeden Tag, oder doch abends, besuchten wir unseren Kranken, der oft ein ganzes Auditorium um sich hatte, das er mit Erzählen oder Musik und Gesang unterhielt, denn am dritten Tage nach der Amputation bat er mich, ihm seine Gitarre zu schicken, es sei so schrecklich langweilig, so einsam zu liegen; obgleich die Doktoren ihm jede Aufregung verboten hatten, müsste er doch etwas betreiben, nach einigen Wochen hatte er auch schon einige Schüler, die er im Zeichnen und in der Musik unterrichtete. Während er uns des Abends mit Musik und Gesang unterhielt, wurde ich oft so gerührt, dass mir die Tränen über die Wangen liefen, namentlich wenn er das Lied „An die Leyer“ sang und spielte: „O, wie bist du mir so teuer, Du Geschenk von Majo's Sohn, Hab ich dich nur, gute Leyer, So beneid' ich keinen Thron“ usw. Meine damalige Stimmung vermag meine Feder nicht zu beschreiben, denn die kann nur einer sich vorstellen, der sich in meine Lage versetzt denkt. Vor drei Monaten, als ich mit dem neuen Schiffe in See ging, fühlte ich mit Stolz, dass ich ein Schiff zu kommandieren hatte, das jedem Druck des Steuers gehorchte und in jeder Beziehung ein ausgezeichnetes Seeschiff war. Wenn ich manchmal auf Deck stand und das Schiff so in meinen [36] Gedanken, die ich nie äußerte, beobachtete, wie es so stolz die Wogen durchschnitt, dachte ich mitunter, du bist jetzt der glücklichste Mensch auf Erden, denn ich hatte keinen Wunsch mehr zu äußern. Jetzt aber war mein Stolz gebrochen und ich musste oft unwillkürlich der Worte der Schwester gedenken, die sie äußerte wegen des Lotteriegeldes meines Mitreeders. Diese Gedanken behielt ich für mich, hier schreibe ich sie nun nieder. Ich kann mir nicht vorwerfen, je abergläubisch gewesen zu sein, denn alles in der Welt geht naturgemäß zu, obgleich gar manches uns verschleiert erscheint, und die Schicksalswege sehr mannigfaltig sind. Wenn ich mitunter Trost suchen wollte, ging ich zu meinem kranken Matrosen, der mich mit den Worten tröstete: „Es ist uns aufgelegt, und wir müssen unser Schicksal tragen.“ Eines Tages, nachdem das Schiff schon segelfertig lag, gab mir der Matrose ein Buch, welches betitelt war: „Havarie-Umtriebe in Norwegen“, wodurch ich wahrscheinlich etwas Licht über meine

jetzige Lage bekommen könne. Es behandelte mehrere Fälle, in denen Schiffe, die in Havarie eingelaufen waren, gänzlich aufgegeben werden mussten, weil die Rechnungen so hoch geschraubt wurden, dass sie den Wert des Schiffes weit überstiegen. Als ich dies gelesen, dachte ich mir, so wollen sie auch mit dir verfahren, und ich fasste den Entschluss, wenn es irgend möglich zu machen wäre, zu entfliehen, womit auch die ganze Mannschaft gleich einverstanden war. Um nun dieses bewerkstelligen zu können, wurde am 21. Januar 1848 eine Probefahrt angestellt, wozu mehrere aus der Stadt eingeladen wurden. Nachdem wir auf dem Fjord hin- und hergesegelt waren, ankerten wir abends wieder vor der Stadt, ließen die Segel lose hängen und gaben dem Anker so wenig Kette wie möglich. Zufällig war gerade nahe am Ufer, dem Schiffe gegenüber, in einem Hause große Gesellschaft, die sich erst einige Stunden nach Mitternacht verteilte, und bis dahin war immer Bewegung in der Stadt. Nachdem nun alles still geworden, und wir noch einmal Umsicht gehalten hatten, ob alles ruhig sei, wurde ohne Geräusch der Anker gehoben und nun Adieu Molde. Alle dienlichen Segel wurden beigesezt, und kurz nach Tagesanbruch kamen wir in See. Es war ein großes Unternehmen, denn ich hatte keine Karte von der Küste mit den Fjords. Ein Gastwirt, der früher auch zur See gefahren, hatte eine solche Karte, ich bat ihn, mir dieselbe zu überlassen, da er doch keinen Gebrauch dafür hatte, aber er weigerte sich entschieden. Ich hatte die Karte einige Mal zur Einsicht geliehen und mir so gut wie möglich das Fahrwasser, die Klippen und den darnach einzuhaltenden Kurs einstudiert. Wir waren schon über halbwegs nach See, als wir ein Boot uns nachkommen [37] sahen, aber es konnte uns nicht einholen, denn wir pressten das Schiff mit vollen Segeln zum schnellen Fortgang. Wie wir kaum in See waren, ging der Wind mehr westlich und zunehmend, so dass wir schon einige Segel herabnehmen mussten. Obgleich wir nach [Venedig](#) bestimmt waren, beschloss ich, erst nach Bremen zu gehen, damit die Herren von der Assekuranz mich nicht für so schlecht und betrügerisch halten sollten, mit der Havarie unter einer Decke gesteckt zu haben. Nach beinahe zwei Wochen kamen wir vor der Weser an, konnten aber wegen Eis und Südwest-Wind nicht einsegeln; wir liefen daher die Elbe ein und kamen in [Cuxhaven](#) an, von wo ich direkt nach Bremen reiste, wo ich erfuhr, dass die Gelder bereits alle nach Norwegen abgeschickt wären, und ich sollte meine Reise so bald als möglich fortsetzen. Weil ich nun so nahe der Meinigen war, ging ich von Bremen nach meiner Heimat Brake, wo ich meine Frau im Wochenbett fand mit einem Jungen, der am 30. Januar geboren war. Alles war wohl. Nach 12-stündigem Aufenthalt im Hause ging ich baldmöglichst nach Cuxhaven und wieder in See. Die Reise ging ohne besondere Vorfälle vor sich, es war im Laufe des Monats März, als wir vor Venedig ankamen. Als der Lotse an Bord kam, erzählte er uns in seiner Sprache

von einer grande rivoluzione, weiter konnte er uns nichts mitteilen, weil wir das italienische nicht verstanden, er kam nicht auf Deck, sondern stand auf der Verschanzung und hielt sich an der Takelage fest, von wo aus er kommandierte, wie gesteuert werden sollte. Wir konnten uns auch gar nicht klarmachen, was die Flaggen, die wir am Lande sahen, zu bedeuten hatten, denn die grün-weiß-rote Flagge wehte teils horizontal, teils senkrecht. Als wir bei [Lido](#) in die Lagunen einliefen und erst von der Quarantäne untersucht werden mussten, erhielten wir etwas nähere Nachrichten über die grande rivoluzione durch Kapitän Segebade von Elsflath, der auslaufen wollte und bei dem Aufruhr in Venedig zugegen gewesen war, der vor 14 Tagen stattgefunden hatte. Nachdem wir von der Quarantäne befreit waren, segelten wir nach Venedig, wo wir auch bald mit dem Ausladen beschäftigt waren. Als die Ladung gelöscht war, mussten wir Verklarung machen, um die Havarie-Papiere zu regulieren, aber bei den verschiedenen Regierung-Departements war alles aus Rand und Band und fast keiner in der Republica de Venecia wusste, wer Herr oder Koch war. Es verstrichen einige Tage bis wir unsere Papiere in Ordnung hatten, denn man schickte uns von Herodes nach Pilatus. Jeder Bürger trug eine Waffe, wie er sie hatte, sie bildeten die Guarda civica (Bürgerwehr), die aber vor dem [38] Feinde wenig oder nichts hätte ausrichten können. Wie oft ich das „Viva Italia, morte Tedesko“ (es lebe Italien, Tod den Deutschen) habe hören müssen, kann ich nicht sagen, denn das gemeine Volk hielt jeden, der Deutsch sprach, für einen Österreicher. Wenn in den Restaurants und Cafés so eine feine aufgeputzte Dame zum Betteln für den Krieg kam, bei welcher Gelegenheit die obigen Ausrufe mitunter auch gebraucht wurden, dann musste man noch großartig in die Tasche langen und sein Scherflein zum „Tod den Deutschen“ beitragen. Meine Nation habe ich einige Mal verleugnen müssen. So wurde ich einmal gefragt, was meine Flagge für eine sei, ich sagte, es sei eine oldenburgische, worauf ich dann weiter gefragt wurde, wo das hingehöre, ich sagte einfach, es ist ein Teil von England, da war denn alles gut. Vor den Engländern hatten sie etwas Respekt.

Ein andermal war ich mit einem Norweger Kapitän in einer Restauration, die Wirtin war von Triest, sie bat, ja nicht Deutsch mit ihr in Gegenwart von Italienern zu sprechen; wir verlangten ein Glas Bier und setzten uns an das Ende eines langen Tisches. Uns gegenüber an der andern Seite des Zimmers saß ein Italiener von der Guarda civica beim Frühstück, mit welchem sich die Wirtin unterhielt; wir beide unterhielten uns in deutscher Sprache. Nach kurzer Zeit kamen noch zwei Italiener herein, wechselten den üblichen Gruß „Buenos dios“ (Guten Tag), sie setzten sich zu dem Ersteren und sprachen mit ihm, wir setzten unsere Unterhaltung in deutscher Sprache wieder fort, aber kaum hatten wir jeder zehn Worte gesprochen, so kam einer der Letztgenannten mit sehr erns-

tem Gesicht zu uns und richtete die Frage an uns: Tedesci? (Deutsche). Ich antwortete in Englisch: No, what you want, we are English! Er wiederholte in italienisch: „Inglese?“, worauf ich auch in italienisch antwortete: Si Signor! Darauf holte er sein Glas, stieß mit uns an auf den Toast: „Viva Inglese!“ (es leben die Engländer). Eines Tages kamen mehrere höhere Offiziere und einige Soldaten von der römischen Armee, die nach der Lombardei geschickt waren, um den Radetzky dort zu vernichten, nach Venedig. Der General dieser Truppen und der neue Präsident Mannin von Venedig erschienen auf einem Balkon am Markusplatz und hielten Reden an das Volk, bei welcher Gelegenheit dieselben ein Bündnis schlossen und sich vor dem Volk umarmten.

Nachdem die Rederei zu Ende war, ging es in die Kirche, wo für den Erfolg der italienischen Waffen gebetet wurde. Nach 10—12 Tagen kamen einige von diesen Truppen wieder nach Venedig, aber, o Himmel, wie sahen die Kerle jetzt aus, Radetzky [39] hatte sie in den Fingern gehabt, und nun waren sie wieder auf dem Rückweg nach Rom. Radetzky war der kommandierende österreichische General in der Lombardei. Die Kriegsnachrichten, die von dort kamen, waren immer so günstig für Italien, dass in einzelnen Schlachten Tausende von Österreichern gefallen waren, aber nur ein italienisches Pferd.

An eine Ausfracht von hier war nicht zu denken, denn die Geschäftswelt war ebenfalls in Aufruhr und wir mussten froh sein, wenn wir nur erst wieder von hier fort waren, denn bei der Ausfahrt bei Lido waren alte Schiffe quer über das Fahrwasser gelegt, mit schweren Ketten verbunden und so eingerichtet, dass sie augenblicklich versenkt werden konnten, damit kein Schiff ein- oder auslaufen konnte. In Venedig wurde nämlich befürchtet, dass eine fremde Macht sich mit Österreich verbinden und diese ihre Schiffe vor die Stadt schicken und sie bombardieren lassen werde. Es nahm uns lange Zeit, bis unsere Papiere von der Havarie reguliert waren; sobald dies geschehen, machten wir, dass wir fort kamen, aber nun war die Frage wohin? Bei Lido, wo wir auslaufen wollten, mussten die Ketten der Schiffe, welche die Einfahrt blockierten, gelöst werden, damit wir so viel Platz erhielten, dass wir unser Schiff rücklings durchtreiben lassen konnten. Wir hatten keine Aussicht, irgendwo eine Fracht für das Schiff zu bekommen, weil die deutschen Häfen von den Dänen blockiert waren, wir segelten daher nach [Messina](#), wo sich wohl am besten eine Gelegenheit bieten konnte, Fracht zu bekommen. Als wir vor Messina ankamen, mussten wir außerhalb des Hafens ankern, denn auch hier war eine Revolution ausgebrochen, und alle Neapolitaner waren von Sizilien vertrieben, nur die Forts und Befestigungswerke vor Messina waren noch mit neapolitanischem Militär ziemlich stark besetzt.

Hier lagen schon 2 preußische Schiffe in derselben Verdammung auf der Reede, wie wir; nach einigen Wochen kam auch noch ein Hannoveraner dazu, der

uns Gesellschaft leistete. Hier war augenblicklich eben so wenig Hoffnung auf Frachten als anderwärts, wir konnten jedoch darauf rechnen, dass wir, sobald die Feindseligkeiten zwischen Dänemark und Deutschland beigelegt seien, Frachten erhalten würden. Der Lohn der Mannschaft wurde auf halbe Monatsgage herabgesetzt, womit sie auch einverstanden war, weil mit dem Schiffe nichts zu verdienen war. In den drei Monaten wurde immer etwas am Schiffe herumgearbeitet, gemalt, die Takelage nachgesehen usw. Das Wetter war beständig schön, nur einmal hatten wir in der ganzen Zeit einen kleinen Regenschauer. In der Stadt war es auch nicht immer [40] geheuer, denn wenn es dem Kommandanten der Forts gerade einfiel, schickte er einige Bomben in die Stadt, wodurch hie und da einiger Schaden angerichtet wurde und auch einige zu Tode kamen. Der Küste entlang waren mehrere Batterien aufgestellt, und wenn ein Dampfboot nach den Forts kam und landete, wahrscheinlich um Munition und Proviant zu bringen, so wurde von den Batterien darauf los gepfeffert, aber – niemals getroffen, denn die Kugeln schlugen immer weit vor ihrem Ziel ins Wasser. Ungefähr halbwegs zwischen den Forts und der Stadt stand ein Arsenal, in welchem Kanonen und Kriegsmaterial aufbewahrt wurde; in einer recht dunklen Nacht wurden von den Städtern mittels eines langen Taus ein paar Kanonen aus dem Arsenal herausgeschleppt, richtiger gesagt gestohlen; am andern Tag wurde vom Fort aus das Arsenal zusammengeschossen.

Diese ganze lange Zeit von drei Monaten mussten wir verbummeln. Um nun nicht ganz melancholisch zu werden, machten wir Kapitäne und Kontoristen mitunter einen Ausflug durch die Stadt in die Weingärten, wo wir uns für wenig Geld ganz schön amüsieren konnten, wozu die schöne Natur und Üppigkeit der Vegetation nicht wenig beitrug. Endlich kamen die günstigen Nachrichten, dass die Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Dänemark eingestellt werden sollten, und da es hier in Messina noch nicht möglich war, Fracht zu erhalten, nahm ich eine Fracht Schwefel nach [Dordrecht](#) an, nur um wieder in Tätigkeit zu kommen, ich musste aber an der Südküste von Sizilien bei [Alecata](#) [A Licet, [Licata](#)] die Ladung einnehmen, dann nach Messina zurückkehren, um daselbst meine Papiere für diese Reise zu empfangen. Als die Papiere in Ordnung waren, segelten wir nördlich um Sizilien. An der Nord-Ost-Spitze dieser Insel war auch eine Batterie eingerichtet, von welcher aus auf neapolitanische Schiffe geschossen wurde, wenn dieselben die Straße passierten. Auch an der Küste von Kalabrien war eine Batterie errichtet, die an dem Morgen, an welchem wir die Straße passierten, bereits mehrere Schüsse nach der gegenüberliegenden Batterie gefeuert hatte, die jedoch nicht weit genug reichten. Als wir in grader Linie zwischen den beiden Batterien waren, wurde eine Bombe von der kalabrischen Seite geschossen, welche in der Nähe unseres Schiffes platzte, die Stücke derselben fielen keine drei Ruthen von uns entfernt ins Was-

ser. Die Lotsen, die noch an Bord waren, liefen vom Steuer weg und verkrochen sich hinter der Hütte auf dem Deck, ihr Boot hatten sie an der Backbord-Seite neben dem Schiff, damit es von der Batterie aus nicht [41] gesehen werden konnte. Gleich darauf wurde wieder ein Schuss abgefeuert, aber noch kein Viertel des Weges zu uns platzte auch diese Bombe schon, was deutlich an dem aufsteigenden Rauch zu sehen war. Jetzt schießen sie sich noch selber tot, sagte ich, darauf hörte das Schießen auf. Die Lotsen verließen das Schiff und wir setzten unsere Reise unbehellig fort, bis wir ohne irgendwelche Unfälle glücklich in Dordrecht ankamen. Die Ladung wurde in große Rheinkähne übergeladen, die dieselbe weiter aufwärts bringen sollten.

Da wir keine Ausfracht von hier haben konnten, nahmen wir Ballast ein und segelten nach [Newcastle on Tyne](#), wo wir eine Ladung Steinkohlen für Bremen einnahmen und damit nach der Weser segelten. Bei solchen Fahrten konnte man wirklich nicht fett werden. Jetzt war ein und ein halbes Jahr verflossen, seitdem wir mit dem Schiffe die Weser verlassen hatten, in der ganzen Zeit hatten wir nur drei Ladungen für niedrige Frachten im Schiff gehabt und dazu noch die große Havarie. Das Schiff war kupferfest gebaut, und um größere Reisen machen zu können, ließen wir es mit Kupfer beschlagen. Im Frühjahr 1849 wurde das Schiff für die Reise nach [New York](#) mit 95 Passagieren gechartert, diese landeten wir nach 42-tägiger Reise alle wohlbehalten in New York. Von allen Schiffen, die mit uns ankamen, hatten wir die schnellste Reise gemacht. Einen neuen Schoner, der mit uns von der Weser zugleich abging, hatten wir um fünf Tage überholt. Als diese Reise in Bremen abgemacht wurde, wurde auch gleich eine Reise von [Puerto Rico](#) nach Bremen abgeschlossen, um dort Zucker und Tabak zu laden. Wir mussten aber [Falmouth](#) für Order anlaufen, weil die deutschen Häfen wieder von den Dänen blockiert waren. Auf Puerto Rico mussten wir nach dem Hafen [Aguadilla](#) an der Nordwestecke der Insel, wo wir in einer Bucht ankerten, und die Ladung wurde in Booten an Bord gebracht. Eines Vormittags benachrichtigte uns unser Kaufmann, Herr Schröder, dass wir uns beeilen sollten, die Ladung, die noch in den Booten war, an Bord zu nehmen, ein Gewitter sei im Anzuge. Die Luft war ganz heiter und klar, so dass wir nicht die geringste Ahnung davon hatten. Nun ging es mit aller Macht daran, den Tabak wegzustauen, und kaum war der letzte Ballen unter Deck, so fing es an zu blitzen, zu donnern und zu regnen, und das ganze Schiff zitterte unter dem Luftdruck. Nach Verlauf einer guten Stunde hatten wir wieder das schönste Wetter. In der Mitte des Schiffes zwischen den beiden Masten hatten wir zwei Lagen Zuckerfässer, die genügend Ballast für das Schiff waren, der übrige Raum [42] wurde mit Ballen Blättertabak aufgefüllt. Beim Stauen durften keine Schrauben oder dergleichen angewandt werden, da der Tabak bei Anwendung

derselben gelitten hätte. Das Schiff hat nie so gut gesegelt wie mit dieser Ladung, denn auf der ganzen Reise sahen wir kein Schiff, das so rasch vorwärts kommen konnte wie das unsrige, nur eine Brigg, die in Ballast war, konnte mit uns kommen. Nach einer sehr schnellen Reise in Falmouth angelangt, fand ich dort noch keine Order für mich vor. Ich meldete meine Ankunft gleich nach Bremen, und nach einigen Tagen erhielt ich die Nachricht, dass die Feindseligkeiten bald aufgegeben und die Blockade aufgehoben werden würde; sobald dieses geschehen, solle ich sofort benachrichtigt werden. Es lagen hier mehrere Schiffe, die schon monatelang auf die gleiche Nachricht warteten. Nach achttägigem Aufenthalt kam die Nachricht, dass die Blockade aufgehoben sei und ich selbst meine Reise nach Bremen fortsetzen solle. Die Post kam gegen 4 Uhr nachmittags, ich fand gleich einen Lotsen, den ich mit an Bord nahm, und sofort gingen wir unter Segel, und als der Lotse von Bord ging, wurden die Leuchtfeuer schon angezündet. Wir segelten diese Nacht mit günstigem Wind durch den Englischen Kanal und nach drei Tagen lagen wir vor Bremerhaven.

Eine amerikanische Brigg, „Mary Ann“, segelte fünf und einen halben Tag vor uns von [Aguadilla](#) ab und lief am gleichen Morgen mit uns in die Weser ein; wir hatten sie also um dreizehn Tage überholt. Herr Schröder in [Aguadilla](#) versprach mir einen neuen Hut, wenn er die Nachricht erhalte, dass wir früher in Bremen angekommen, als obige Brigg, ich hatte ihm gesagt, er solle mal hundert Thaler Belohnung aussetzen, dann wolle ich ihm zeigen, dass auch so ein vierkantiger Block, mit welchem er mich immer necken wollte, segeln könne; und wenn ich mal ein Segel verlieren sollte, so könne ich es wieder ersetzen. Davon wollte er nichts wissen, denn er habe kein geschäftliches Interesse daran, es handele sich nur um das Segeln. Den Hut habe ich mir doch geholt.

Weil die „Visurgis“ nun ein so guter Segler und überhaupt ein bequemes Seeschiff war, nahm ich eine Fracht nach [Valparaiso](#) an, in dem Glauben, dass das Schiff ganz passend sei, an der Westküste von Amerika als Küstenfahrer zu dienen. Die Reise ging vorzüglich vonstatten, am [Kap Hoorn](#) hatten wir mit etwas Nordwestwind zu kämpfen. Wir liefen ein paar Tage südwestlich, dann sprang der Wind nach Südwest um, wir drehten das Schiff in nordwestliche Richtung, und als wir innerhalb der Breite von Kap Hoorn kamen, wurde die See ruhiger, und wir hatten [43] beständig gutes Wetter und guten Wind, so dass ich von Valparaiso aus an meine Familie schrieb, dass stille Meer verdiene diesen Namen mit dem vollsten Recht. Aber in Valparaiso war auch meine Schüssel wieder umgekehrt, denn es lagen an vierhundert Schiffe aller möglichen Größen und Nationalitäten im Hafen, die Fracht suchten. Der Hafen ist eine große Bucht, nach Norden hin offen, die Schiffe liegen alle vor Anker vor der Stadt, im Hintergrunde der Bay.

Nachdem meine Ladung gelandet war, fragte mich mein Kaufmann, Herr Müller von der Firma „Lampe, Müller & Fehrmann“ aus Hamburg, ob ich eine Küstenreise machen wolle, die Fracht sei nur klein, aber meine Unkosten könne ich dabei verdienen; bis ich diese Reise gemacht hätte, könne wieder mehr Leben in den Handel kommen, denn vor der Hand seien keine Aussichten vorhanden. Ich akzeptierte dieses Anerbieten und das Schiff wurde mit diversen Kaufmanns-Gütern für Cobijo in Peru beladen. Man riet mir, möglichst viel frisches Wasser mitzunehmen, weil dieses von dort fast nicht zu haben sei, wovon ich mich auch später überzeugte. Cobijo ist ein kleiner Hafen, von kahlen Felsen umgeben, hie und da wächst in den Spalten eine Kaktuspflanze. Ungefähr 200—300 Fuß über dem Meere, in einer Art Tal, fließt eine kleine Quelle, woher das Wasser für den Ort mit Maultieren geholt wird, das Wasser ist sehr mineral- und schwefelhaltig, so dass es nur in der äußersten Not verwendet wird. Seit drei Jahren hatte es hier nicht geregnet. Weil wir nun reichlich Wasser mitgenommen und etwas ablassen konnten, wurde es behutsamer behandelt, als bei uns Liköre und Bier. Die Kisten und Ballen von unserer Ladung wurden auf Maultiere gepackt und diese zogen karawanenartig an den Bergen hinauf bis zu 1000 Fuß Höhe, um von da in das Innere des Landes zu gelangen und bei den Minen und Örtern ihre Last wieder abzulegen. Die Hafenstadt ist nur unbedeutend, ein deutscher Kontorist besorgte hier die kaufmännischen Geschäfte für die Waren, die hier gelandet wurden. Von hier segelten wir wieder zurück nach Valparaiso, wo wir nach circa vier bis fünf Wochen Abwesenheit wieder ankam. Wir fanden aber keine große Veränderung vor, es waren eher einige Schiffe mehr da als weniger. Als ich zum Kontor kam, wurde ich gefragt, ob ich noch so einen kleinen Trip machen wollte, worauf ich erwiderte: „Herr Müller, dabei fahre ich mich aus Rock und Kamisol, sehen Sie nur zu, dass ich eine Reise nach dem atlantischen Ozean bekomme, denn hier sind doch die Aussichten auf gute Frachten noch in weiter Ferne.“ Nach mehreren Tagen hatte sich wohl eine halbe Ladung nach Rio de Janeiro [44] zusammengefunden, und ich war bereit, dieselbe anzunehmen, denn ich hoffte, es würde sich noch etwas dazu finden, bis wir segelfertig wären. Bevor wir jedoch von hier wieder fort kamen, sollten wir noch erst mal einen „Norder“ mit durchmachen. Es ist dieses ein heftiger Sturm aus dem Norden, der offen in die Bay hereinbläst und das Wasser in derselben bis auf den Grund aufwühlt und großen Wellenschlag verursacht. Viele Schiffe kamen in Trift, und weil der Raum etwas beschränkt oder sie vielmehr zu nahe beieinander geankert hatten, trieb eines vor das andere. Da krachte hier ein Klüverbaum, dort fiel ein Bugspriet und dort wieder stürzten ganze Masten herunter.

Von der Nacht an, in welcher der Sturm anfang, bis zum andern Mittag strandeten im Hafen dreizehn Schiffe, wobei auch einige Menschenleben verloren

gingen. Wir lagen vor zwei Ankern, jeder mit der vollen Kettenlänge; für uns selbst hatten wir keine Not, aber ein Schiff kam uns so nahe auf die Haut, dass wir unseren Klüverbaum an dem Hinterteil des Schiffes brachen.

Tags zuvor war ein großes englisches Dampfschiff hereingekommen, welches 10—15 Ruthen seitwärts von uns auf eine große Boje (Tonne) festgemacht war. Wie es bei solch' großen Schiffen Gebrauch ist, logieren der Kapitän und Ingenieur, wenn das Schiff im Hafen liegt, am Land. Die beiden konnten aber, als der Sturm losbrach, wegen der hohen See und des Sturmes nicht wieder an Bord kommen. Die Schiffe arbeiteten gewaltig. Gegen 7 Uhr morgens zerriss der Dampfer die Kette und trieb dem Strande zu. Dampf war schon gemacht, aber keiner von der ganzen Mannschaft wusste die Maschine im Gange zu bringen. Die Mannschaft musste ganz verwirrt gewesen sein, denn die Anker lagen noch auf dem Bug, und hätten sie diese fallen lassen und gehörig Kette gegeben, so hätte das Schiff gerettet werden können, denn es war bis zum Strande noch Raum genug. Es dauerte keine Viertelstunde bis das Schiff gegen den Strand auftrieb und scheiterte.

Durch die heftigen Stöße des Schiffes mussten wohl Kohlen aus dem Kessel herausgefallen sein, denn in kurzer Zeit war das Schiff im Innern in Brand geraten, obgleich das Wasser von außen her über dasselbe wegspritzte. Weil das Schiff ziemlich lang war, wurde in der Mitte des Schiffes nach der Landseite zu ein Loch gehauen und mit der Feuerspritze wurde vom Lande aus das Feuer gelöscht. Infolge des furchtbaren Wellenschlages wurde der Sand vorn, hinten und unter dem Schiffe fortgeschwemmt und gegen Mittag brach es in der Mitte durch, wobei große Öffnungen am Deck und an den Seiten entstanden. Die Segel waren [45] größtenteils losgeschlagen und flatterten im Winde, so dass alle Elemente an dem Vernichtungswerke teilnahmen. Einige der gestrandeten Schiffe waren total zertrümmert. Die Masten lagen auf dem Lande; mittelst dieser hatten sich die Mannschaften gerettet.

Nachdem der Sturm vorüber war, suchte jeder seinen Schaden bestmöglichst zu reparieren, denn jedes Schiff hatte mehr oder weniger gelitten. Als wir unsere Ladung an Bord hatten und absegeln wollten, machten wir uns daran, unseren Anker zu heben. Aber wahrscheinlich hatten sich mehrere Ketten und Anker miteinander verwickelt, so dass wir trotz aller Anstrengung nicht imstande waren, unseren Anker über Wasser zu bringen. Unsere Kette brach, und der Anker ging verloren. Wir hatten so viel Hilfe von anderen Schiffen beim Ankerwinden, dass wir den Vorderteil unseres Schiffes nahezu um einen Fuß herunter brachten, bis die Kette riss. Wir hatten einen Reserve-Anker an Bord, brauchten uns deshalb nicht aufzuhalten und traten unserer Reise an. Diese Reise verlief günstig, und in Rio de Janeiro angekommen, löschten wir unsere Ladung und erhielten auch bald eine Ladung

Kaffee nach [Hamburg](#). Während wir mit dem Laden beschäftigt waren, wurde des Kaisers Dom Pedro Geburtstag gefeiert, wobei es recht bunt herging: Salut-schüsse, Pelotonfeuer, Gottesdienst, Parade usw. Der Kaiser und die Kaiserin fuhren in zwei Kutschen durch die Stadt nach dem Schlosse. Hier wurden zuerst von den Ministern, dann von den höheren Beamten und der Geistlichkeit die Gratulationen dargebracht, wobei die entblößte Hand des Kaisers, die auf der Stuhllehne ruht, geküsst wird. Wenn dies vorüber ist, geht's vom Schloss aus durch einen langen Gang zur Kirche. Hier hatte ich mich aufgestellt, und der Kaiser musste ganz nah an mir vorbei. Neben mir stand so ein Stück Zollbeamter; dieser ergriff den Rockzipfel des Kaisers und küsste ihn. In der Kirche hatte der Kaiser seinen Stand oder Sitz, wie man es nennen will, nahe vor dem Altar. Als der Bischof die Christusfigur vom Altare nahm und dieselbe dem Kaiser hinhielt, kniete derselbe nieder und das ganze anwesende Publikum folgte seinem Beispiele. Nur das Militär, welches in zwei Reihen mit aufgestecktem Bajonett in der Kirche aufgepflanzt war, und einige wenige andere, darunter auch ich, blieben aufrecht stehen. Es wurde mir gesagt, dass der Kaiser es gewünscht habe, dass an diesem Tage recht schlechtes Wetter sei, damit er fein zu Hause bleiben und allen diesen Zeremonien aus dem Wege gehen könne.

Das Sehenswürdigste in Rio de Janeiro ist der botanische Garten mit seiner üppigen und mannigfaltigen Vegetation. Beim Eintritt in den Garten wird man schon gleich durch lange Alleen [46] von Kegelpalmen überrascht, schnurgerade, und eine wie die andere.

Nachdem die Ladung Kaffee an Bord war, wurden die Luken aufs sorgfältigste dichtgemacht, denn das Schiff war so tief beladen, dass wir erwarten konnten, häufig Wasser über Deck zu bekommen. Die Reise ging nach Wunsch bei gutem und mäßigem Wind. In der tropischen Zone flogen uns häufig fliegende Fische aufs Deck, die gebraten wurden und sehr gut schmeckten, wir erwischten auch hie und da einen Bonito, ein Fisch von zwei Fuß und etwas darüber lang (mittelst des Speers oder der Harpune). Diese verfolgen die fliegenden Fische, die während der Jagd oft scharenweise über dem Wasser wegfliegen und erst wenn sie trocken werden, wieder ins Wasser fallen. Auch diese Bonitos geben eine gute Mahlzeit.

Nach der Chartepartie (Be- und Verfrachtungs-Kontrakt) war ich verpflichtet, [Portsmouth](#) für Order anzulaufen. Wir lagen hier kaum zwei Stunden vor Anker, so erhob sich ein heftiger Sturm aus Nord-West, der jedoch nicht sehr lange anhielt. Ich erhielt die Order, nach Hamburg zu Segeln und daselbst die Ladung abzuliefern, die sich in sehr gutem Zustand befand. Hier erfuhr ich, dass ein Schoner, welcher mit uns zu gleicher Zeit von Rio abfuhr, auf [Texel](#) gestrandet sei, während wir auf der Reede von Portsmouth lagen. Es wird den Leser wenig interessieren, wenn ich ihm erzähle, dass ich diese und jene Reise gemacht, bei

welcher nicht viel Außergewöhnliches vorfiel. Eine Reise nach [Bahia](#) und zurück nach Bremen; dann wieder eine andere nach Bolivar, man nennt es auch wohl Angostura [[Ciudad Bolivar](#)] am Orinoco-Fluss, mit Kaufmannsgütern, und von dort nach New York mit Häuten. Der Orinoco ist der zweitgrößte Fluss in Süd-Amerika, sein Ausfluss hat mehrere Mündungen, und den Hauptstrom kann man mehrere Meilen in See wahrnehmen, seine Länge ist sehr beträchtlich, denn allein um bis Bolivar war zu kommen, nahm es uns die Zeit von vierzehn Tagen, und wir hatten im Verhältnis zu anderen Schiffen noch eine schnelle Reise gemacht. Wir kamen nachmittags bei dem Leuchtschiff, welches an der Mündung liegt, an, erhielten von diesem einen Lotsen und segelten mit leichtem Ost-Wind stromaufwärts bis in die Nähe eines Indianer-Dorfes. Als die Sonne unterging, wurde es auch windstill, und wir mussten Anker. Wir ließen die Segel herunter, sie wurden aber nicht festgemacht, weil für die Nacht kein Wind zu erwarten war. Jetzt fing im Walde die Musik an von Papageien, einer Art Tiger, allerlei Sorten von Insekten, hauptsächlich Moskitos. Das war ein Geschrei, Gebrüll, [47] Gezisch und Gesumse in allen möglichen Tonarten, welches man gar nicht beschreiben kann. Am nächsten Morgen wurde erst gefrühstückt, das Deck gewaschen, die Segel aufgezogen; wir blieben aber immer noch still liegen, bis gegen zehn Uhr sich die Seebrise einstellte, die Segel fingen allmählich an sich aufzublähen, bis das Schiff den Strom überwinden konnte.

Wir hoben den Anker und segelten mit mäßigem Ostwind aufwärts mit Leesegele an beiden Seiten, bis die Sonne wieder am Horizont verschwand, dann wieder Windstille bis zum nächsten Vormittag gegen 10 Uhr eintrat. So war fast ein Tag wie der andere, während wir auf dem Strom fuhren.

Die Küsten sind mit fast undurchdringlichem Wald bedeckt, und es zeigen sich mitunter ganz wunderschöne Baumgruppen; da ranken sich oft gleich mehrere Schlingpflanzen an einem Baum hinauf, und wenn sie am Ende der Zweige sind, fallen die Ranken wieder hinunter zur Erde, um von da wieder den erstbesten Baum zu erklettern; so ein mit Schlingpflanzen bedeckter Baum hat oft sehr viel Ähnlichkeit mit einem Mast mit Takelwerk. Das Wasser wurde niedriger, hier und da zeigten sich Sandbänke, auf denen oft Krokodile lagen und sich sonnten; sie sahen von der Ferne wie ein alter Baumstamm aus, wenn sie Geräusch hörten, gingen sie ins Wasser.

Das Baden im Fluss ist sehr gefährlich, denn es kommen Fälle vor, dass Badende plötzlich verschwinden und nie mehr zum Vorschein kommen; man schreibt dies den Krokodilen zu. Auch der Zitteraal ist hier zu Hause, wenn man ihn berührt, ist man wie vom Blitz getroffen, für den Moment wie gelähmt. Der Unterschied des Wasserstandes bei Bolivar beträgt im Jahre an vierzig Fuß. Bei hohem Wasser leben die Indianer teilweise auf Bäumen, auf denen sie sich

wohlich einrichten. Um die Zeit als wir dort waren, hatten sie Hütten. Vier Pfähle oder Bäume, wenn diese gerade passend standen, wurden mit einem Dach versehen, unter welchem die Hängematte ausgespannt wird; ziemlich viel Menschen können in diesen liegen. Arbeit kennen die Indianer kaum, sie brauchen auch nicht zu arbeiten, denn die üppige Vegetation liefert, was sie zum Lebensunterhalt gebrauchen. Von einem Indianer, der im Kanu zu uns kam, erhielten wir einen ziemlich großen Fisch, den er mit einem Wurfspieß erlegt hatte, für welchen er nur etwas Salz verlangte. In einer Hütte, die ich mit dem Lotsen besuchte, sollte mir ein Indianer zeigen, wie Feuer gemacht wurde; wir konnten ihn aber nicht dazu bewegen, denn er lag ganz gemütlich in seiner Hängematte und ließ sich nicht stören. Das Feuer wird durch Reibung von zwei [48] Stücken Holz hervorgebracht, wovon das eine zwischen beiden Händen auf dem andern gedreht wird, so zeigte er es mir.

Die Ladung Häute zu stauen, nahm ziemlich lange Zeit in Anspruch, zuerst wurde der untere Teil bis circa 5 Fuß vom Deck durch Schrauben hinuntergedrückt, dann wird von beiden Enden des Schiffes in Lagen gestaut, und in jede Lage werden mehrere Mal 8, 10 bis 15 Häute mit langen starken Bäumen und Flaschenzügen hineingeschoben. Es war eine ziemlich harte Arbeit, namentlich bei der Hitze, denn das Thermometer zeigte sogar bei Nacht nicht unter 21 Grad Reaumur, bei Tage über 30 Grad im Schatten, und in der Sonne war es fast nicht auszuhalten. Das Schiff hatten wir ganz mit Segeln als Sonnenzelte überspannt. Unter dem Baum vom Großsegel hatte ich meine Hängematte mit einer Flagge darüber (um die Moskitos abzuhalten) ausgespannt, in welcher ich schlief, nur mit einem dünnen leichten Hemd, ebenso Hose bekleidet, und dennoch musste ich schwitzen.

In der Kajüte war es wegen der Moskitos nicht auszuhalten, denn hier waren ihrer so viele, dass ein Schleier in ihr ausgespannt schien.

In der Nähe des Schiffes lag ein Badehaus, welches oft von uns benutzt wurde, denn, wie schon erwähnt, das Baden im Freien war höchst gefährlich. Als das Wasser fiel und infolgedessen Ausdünstungen des Strombettes eintraten, wurden die Krankheiten häufiger. Man musste sehr diät leben, wenn man es vermeiden wollte, krank zu werden. Der Tod ist die fast unausbleibliche Folge der eingetretenen Krankheit. Der heute Gestorbene wird am folgenden Morgen begraben. Ich sah in einem Hause eine Totenfeier, die darin bestand, dass die Verwandten und Nachbarn sich bei der Leiche versammelten, in deren Gegenwart tanzten, jubelten, tranken und allen möglichen Unsinn trieben.

Die eingewanderten Ausländer hatten alle eine sehr blasse Farbe, sie waren übrigens gesund und führten ein gutes Leben, jeden Tag verzehrten sie frisches Fleisch und dazu die mannigfachen Früchte und Gemüse. In den Kontors stand ein steinernes Wassergefäß, in welchem das Wasser am kühlfsten blieb,

daneben alle Sorten Spirituosen, von welchen jeder nach seinem Geschmack etwas mit dem Wasser mischte, welches er trinken wollte. Wasser allein wird höchst selten getrunken, und bei der Hitze und der dadurch hervorgerufenen Ausdünstung des Körpers muss man öfters trinken, wenn man nicht ganz austrocknen will. Der Markt wurde an jedem Morgen in der Frühe abgehalten, gegen 8—9 Uhr [49] musste alles wieder aufgeräumt sein, weil es dann schon zu heiß wurde. Ich erhandelte ein kleines graues Wildschwein, es hatte hinten auf dem Rücken eine Drüse, die es zur Abwehr seiner Verfolger benutzt, indem es diese ausspritzt. Das Schweinchen wurde sehr zahm, so dass es mit den Vorderbeinen auf meinen Schoß sprang und mir das Essen aus der Hand nahm. Als es kälter wurde, nahm seine Lebhaftigkeit ab; es starb in New York. Als wir auf der Reise aus den Passatwinden kamen und mal so einen recht kalten Nordwind erhielten, waren auch wir gegen die kalte Luft sehr empfindlich. Als wir zwei Tage in New York waren und ich mittags aus der Kajüte kam, stand ein Herr auf Deck und fragte, ob ich der Kapitän H. sei; auf meine bejahende Antwort überbrachte er mir einen Gruß von seiner Frau. Ich wusste anfangs nicht, was ich sagen sollte, ob ich nicht recht verstanden hätte, und ich fragte zurück: Von Ihrer Frau? Wahrscheinlich kennen Sie Marianne F. Nun ging mir ein Licht auf; ich lud den Herrn Schulze, so hieß der Herr, ein, mit mir in die Kajüte zu kommen, wo wir uns gegenseitig bei einem Glase Wein in der Kürze einige Mitteilungen über Familie usw. machten; ich wurde zu seiner Familie auf Sonntag Mittag eingeladen, eine Einladung, die ich auch akzeptierte. Beim Abschied fragte Herr S., ob ich für heute Abend engagiert sei, wenn nicht, so wolle er mich gegen 6 Uhr abholen, dann könne ich seine Frau und deren Mutter und Geschwister auf dem Broadway sehen. Punkt 6 Uhr kam Herr Schulze mit seinem Sohn von 12 Jahren, mich abzuholen. Als wir nun bei der Familie ankamen, die, beiläufig gesagt, schon vor 15 Jahren die alte Heimat verlassen hatte, gab es nach der ersten Begrüßung so viel zu fragen, dass ich kaum imstande war, alles zu beantworten. Da erkundigte man sich nach der alten grauen Kuh, dem einäugigen Hund und der alten hinkenden Gebke, der Barbierfrau und dergleichen, von welchen wohl gar nichts mehr existierte. Am nächsten Sonntagvormittag wurde ich von Herrn Schulze nach Brooklyn abgeholt, wo seine Wohnung war. Nach einem famosen Mittagessen kam ein Nachbar, ein Amerikaner, um Herrn Schulze und Frau einzuladen, den Nachmittag in seiner Familie zu verbringen, und da wir gegenseitig vorgestellt wurden, wurde auch ich eingeladen, mitzukommen. Der Nachmittag verlief sehr angenehm und nobel bei Musik, Tanz und geselliger Unterhaltung. Nachher wurde ich mehrere Male von den Verwandten Schulze's zu Mittag oder zum Abend eingeladen, wodurch ich manche angenehme Stunde verlebt habe. Die Herr Schulze & Co. hatten ein Engros-Blumengeschäft, die Blumen wur-

den von Frankreich importiert, [50] wohin ein Mitglied der Firma oft reiste, um die Einkäufe zu besorgen. In New York bekam ich Ladung nach Bremen, die in verschiedenen Kaufmannsgütern bestand, darunter war auch eine Partie von mehreren Fässern Terpentin, die ich ganz hinten im Schiff stauen ließ, damit kein Schaden durch Leckage an anderen Waren entstehen konnte, aber ich selbst musste darunter leiden, denn durch die Ausdünstung wurde ich ganz krank, so dass ich meine Schlafstelle oben in der Hütte aufschlagen musste. Diese Reise verlief ohne erheblichen Vorfall, und wir kamen glücklich in Bremen an. Nachdem ich noch eine Reise nach [Bordeaux](#) und zurück nach Bremen mit einer Ladung Wein gemacht hatte, wurde das Schiff mit Kaufmannsgütern nach [San Francisco](#) befrachtet; auch hatten wir elf Passagiere an Bord. Als das Schiff segelfertig lag, hatten wir sehr unbeständiges und unruhiges Wetter mit West- und Nordwestwinden, wodurch wir um einige Tage am Auslaufen gehindert wurden, dann ging der Wind südlich, so dass wir in See gehen konnten; dieser Wind hielt aber nicht lange an, und bald schlug er wieder nach Westen um. Wir arbeiteten dagegen an, so gut es gehen wollte, und kamen bis in den Englischen Kanal, dort wurde der Wind zum Weststurm, der mehrere Tage anhielt. Um der Gefahr des Ansegelns von anderen Schiffen zu entgehen, und weil ferner die Passagiere schon vier Wochen an Bord und größtenteils seekrank waren und auch das Trinkwasser schon ziemlich abgenommen hatte, beschloss ich, in Portsmouth einzulaufen, bis wir die Reise mit günstigem Winde fortsetzen konnten. Wir füllten unsere Wasserfässer, und es wurde etwas frisches Proviant eingenommen. Nach achttägigem Aufenthalt ging der Wind nördlich, mit welchem wir auch bald in See kamen; der Lotse war kaum eine Stunde von Bord, so drehte der Wind sich wieder westlich und spielte sein altes Lied. Die Segel mussten gerefft werden und wir arbeiteten nochmals acht Tage gegen den Wind an, bis das Wetter besser wurde und der Wind nach Nordost ging. Alle dienlichen Segel wurden beigelegt, und wir kamen auch in nicht gar langer Zeit in den Passatwind.

Als wir in die Nähe des Äquators kamen, war der Wind so weit südlich, dass wir die Küste von Brasilien nicht in unser Lee bekommen konnten, wir mussten daher das Schiff mehrere Mal östlich laufen lassen, wodurch wir wieder vierzehn Tage verloren. Dann ging die Reise bis zu den [Falklands-Inseln](#) wieder gut, aber als wir zum Kap Hoorn segeln wollten, bekamen wir einen so heftigen Sturm, dass das Schiff nur mit kleinen Sturmsegeln fahren konnte. Nach einigen Tagen wurde es wieder schön, und wir segelten bis an die Küste von Feuerland und liefen dort in [51] die [Bay of Success](#) ein, um einige Wasserfässer zu füllen, denn das Trinkwasser wurde etwas knapp. Als wir hier vor Anker lagen, wurde die Schaluppe ausgesetzt, und wir fuhren in der ganzen Bay an der Küste herum, ohne einen Landungsplatz zu finden; auch hinderte eine

solche die starke Brandung am Ufer. Wir sahen wohl einige kleine Lehmhütten, aber von den Einwohnern war nichts zu entdecken. Unverrichteter Sache mussten wir wieder an Bord; nachdem die Außenwände des Schiffes von den fingerlangen Polypen (wir nennen sie Langhals.) gereinigt waren (diese saugen sich oberhalb des Kupfers am Schiff fest.) gingen wir wieder unter Segel und, als wir um das Kap segeln wollten, ging es uns ebenso wie das erste Mal, wodurch abermals eine Woche verloren ging. Aller guten Dinge sind drei, dachte ich, und beim dritten Mal gelang es uns, um das Kap herumzukommen, aber jede Meile musste fast mit Gewalt oder, wie man so sagt, mit der Kneifzange geholt werden. Bei meiner früheren Reise um Kap Hoorn nach Valparaiso hatte ich in meinen Briefen den Stillen Ozean gelobt, dass er den Namen mit dem vollsten Recht verdiene, aber jetzt war es gerade entgegengesetzt. Konträre Winde, anhaltende Stürme, und das Wasser war so unruhig, als wenn es koche; so konnte das Schiff nur wenig vorwärtskommen trotz den großen Anstrengungen. Infolge dieser Widerwärtigkeiten wurde die Reise eine übermäßig lange, und nun stellte sich noch bei uns allen, den Passagieren sowie auch der Mannschaft, schon der Anfang von Skorbut ein; wir bekamen am ganzen Körper Ausschläge und Pusteln; deshalb sah ich mich verpflichtet, den ersten besten Hafen aufzusuchen, um frisches Wasser und frischen, namentlich vegetabilischen Proviant zu bekommen. Der erste Hafen, den wir erreichten und in welchem wir das Nötige bekommen konnten, war Talquahuano [[Talcahuano](#)] im südlichen Chile. Dieser Platz ist der Hafen von [Concepción](#). Hier wurden Kohl, Kartoffeln, Salat, Fleisch, frisches Wasser und sonstiger Proviant eingenommen. Nach einigen Tagen waren Ausschlag und Pusteln verschwunden und unsere Gesundheit wieder völlig hergestellt.

Ungefähr eine Woche nach unserer Ankunft verließen wir wieder den Hafen, und die Reise bis San Francisco verlief ohne weitere bemerkenswerte Vorfälle. Wir hatten meistens nur leichte Winde, mitunter auch Windstille, durch welche die Reise nur immer mehr verlängert wurde. Das schöne Wetter, dessen wir uns bei diesem letzten Teil der Reise noch zu erfreuen hatten, machte uns alles überstandene Ungemach vergessen, und die Passagiere, unter welchen fünf dem weiblichen Geschlechte angehörten, stimmten oft Lieder an, die weit über die große Wasserfläche hinwegschallten. Bei Ankunft [52] in San Francisco wurden die Passagiere gleich vom Schiffe abgeholt, denn man hatte uns schon lange erwartet; es war dies auch kein Wunder, denn seit der Zeit, als die Passagiere an Bord kamen, waren volle acht Monate verflossen. Kaum waren wir in der Bay vor der Stadt vor Anker gegangen, als mehrere Boote mit Seelenverkäufern an Bord kamen, die sich mit der Mannschaft unterhielten. Ich ahnte schon so halb, was kommen würde, ich konnte aber nichts dagegen tun. Ich ließ mich von einem Boot ans Land bringen, um Instruktionen von einem Kauf-

mann einzuholen. Als ich nach 1¼ bis 2 Stunden wieder an Bord kam, waren die Vögel ausgeflogen, die ganze Mannschaft mit Ausnahme des Koches war desertiert. Ich durfte keine Schritte tun, um die Mannschaft polizeilich wieder aufsuchen und an Bord bringen zu lassen, denn das hätte leicht mein Leben kosten können. Ich musste also sehen, wie ich wieder andere Mannschaften bekam, musste aber \$ 40—45 für einen Matrosen und \$ 60 für den Steuermann bezahlen. Das waren nun wieder schöne Aussichten, um Geld zu verlieren. Ich musste für jeden Tag für das Anlegen an dem Wharf \$ 9 bezahlen, und ein Arbeiter am Schiff erhielt \$ 6 per Tag, und so alles in Verhältnis.

Ogleich San Francisco erst einige Jahre alt war, war es doch schon eine ansehnliche Stadt, in welcher das Geld eine große Rolle spielte und wenig geschätzt wurde. Das Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen“, galt hier. Das konnte man am besten sehen, wenn man Sonnabend abends in die Spielhäuser ging, in welchen mancher Arbeiter in einigen Stunden seinen ganzen Wochenlohn los wurde.

Eines Abends war ich in Gesellschaft eines Kapitäns in die Stadt gegangen; wir kamen in ein Spielhaus, wo wir eine Weile dem Spiel zusahen, dann forderte mich mein Genosse auf, auch mal zu setzen; ich fing mit einem halben Dollar an, und in kurzer Zeit war ich einige Dollars los geworden. „Nun“, sagte ich ihm, „so, nun habe ich mal gespielt, jetzt gehen wir an Bord.“ Auf unserem Wege fanden wir noch ein Spielhaus, in welches wir auch hineingingen; wir blieben wieder fast unwillkürlich bei einem Spieltisch stehen und sahen eine Weile zu, bis es doch kribbelte, und wir wieder mit einem kleinen Einsatz anfangen. Fortuna war uns hier günstiger, denn es dauerte nicht lange, so hatte ich mein verlorenes Geld wieder und sogar noch einen und einen halben Dollar gewonnen. Ich sagte zu meinem Freund: „Nun höre ich auf und spiele nie wieder.“ Dieses Gelöbnis habe ich auch treu gehalten, obgleich ich später noch öfters dem Spiele zugesehen habe. Es ist interessant zu beobachten, wie sich die Leidenschaft in den [53] Gesichtszügen der Spieler abspiegelt, wenn die Krücke über den Tisch streicht und das eingesetzte Geld an sich rafft, und wenn noch jedem Gewinnst noch ebenso viel Geld hinzu geworfen wird. Gesprochen wird nicht, nur der Banquier führt das Wort vom Anfang bis zum Ende des Spiels.

Nachdem die Ladung gelandet war, segelten wir nach [Mazatlán](#) in Mexico, wo wir Fracht bekommen hätten, wenn die Reise nach San Francisco nicht so lange gedauert hätte, so mussten wir im Golf von Kalifornien weiter hinauf fahren, in einen kleinen Hafen [Navarhista](#), wo wir Ladung für San Francisco erhielten. Dieser Hafen wurde durch einen kleinen Fluss gebildet, an welchem kein Dorf oder Stadt lag; nur in unserer Nähe war ein Bauernhaus, in welchem ein Pächter wohnte, der das Vieh zu hüten hatte, welches auf einer mehrere Geviert-Meilen großen Ranch weidete. Die Ladung bestand aus Farmprodukten, die auf

Pferden oder Maultieren herbeigebracht wurden. Als wir einige Tage hier gelegen, bekamen wir Besuch von 4—5 Herren mit ihren Frauen nebst Dienerschaft, die von Sonora kamen, um mal ein Seeschiff zu sehen, sie verweilten 2 Tage bei uns. Die Gesellschaft hatte ihren Koch, sowie Proviant und Decken bei sich. Wir spannten Segel über das Schiff, unter welchen sie kampierten, was ihnen sehr gut zu gefallen schien. Unangenehm war nur, dass wir uns nicht mit ihnen unterhalten konnten, denn sie sprachen nur Spanisch, was uns sehr spanisch vorkam. Das günstige Wetter und schöne Klima hatte ihnen diese Reise sehr angenehm gemacht. Die ganze Gesellschaft war eine wirklich feine und vornehme. Nach einigen Tagen wurde mir ein Pferd geschickt, damit ich Sonora besuche, welches 20 Meilen landeinwärts liegt; ich wurde daselbst auf das freundlichste empfangen, und man zeigte mir dort alles Sehenswerte. Die Pferde laufen meistens im Galopp, die Sättel sind zum Reiten sehr bequem.

Nach eintägigem Aufenthalt wurde ich von mehreren jungen Leuten zurückbegleitet. Als das Schiff beladen war, ging es wieder nach San Francisco. Nachdem die Ladung hier gelandet war, nahm ich eine Reise nach [Otahaiti](#) mit diversen Kaufmannsgütern an und von dort zurück mit einer vollen Ladung Apfelsinen. Der halbe Ertrag dieser Frucht bildete die Bezahlung der Fracht. Ein Supercargo (ein Bevollmächtigter, der die Ladung zu verkaufen und die Apfelsinen einzuhandeln hatte) machte die Reise mit, und jeder Kontrakt, der zwischen uns geschlossen wurde, hatte seine volle Gültigkeit. Auch einige Passagiere, die nach Otahaiti wollten, machten die Reise mit; unter diesen war ein Franzose, der die Reise schon früher gemacht hatte, [54] ferner ein junger Mann, dessen Vater Missionar auf Otahaiti war, und einige andere.

Auf Zureden des Franzosen kamen der Supercargo und ich überein, die [Marquesas-Inseln](#) anzulaufen, um dort Geschäfte zu machen; für jeden Tag Aufenthalt daselbst hatte ich \$ 50 zu erhalten. Zuerst liefen wir die Insel [Dominica](#) an, von welcher aus uns ein Kanu mit drei Personen eine lange Strecke in See entgegenkam. Diese Personen waren erstens der „Chief“ des Distrikts dieser Insel, in Adams-Uniform, ferner ein Insulaner, der einen kleinen Gürtel trug, um die Scham zu bedecken, und drittens ein von einem Südsee-Walfischfänger entlaufener Matrose, der ein Hemd und eine Hose trug und als Lotse fungierte, und welcher von Otahaiti gebürtig war. Als das Kanu an der Seite des Schiffes lag und der Insulaner das Segel ordnete, fiel ein Ruder über Bord; der Mann besann sich nicht lange, er sprang ins Wasser und holte sein Ruder schwimmend zum Kanu zurück; unsere Obersegel waren back geblasst. Wir ankerten gegen 5 Uhr an der Nordseite der Insel hinter einem kleinen Felsen, circa ½ Meile vom Lande. Kaum hatten wir hier ¼ Stunde gelegen, so kamen mindestens 12—15 Insulaner beiderlei Geschlechts angeschwommen und wollten aufs Schiff, welches ich nicht erlauben wollte, weil die Sonne nah

am Untergehen war. Trotzdem kletterten doch einige an der Ankerkette oder an den Rusten der Wanten herauf, und als ihnen angedeutet wurde, dass sie sich zu entfernen hätten, sprangen sie wieder über Bord, schwammen noch etwas beim Schiff herum, führten einen Tanz im Wasser auf und steuerten dann dem Lande wieder zu. Am nächsten Morgen fuhren der Supercargo und einige Passagiere mit unserer Schaluppe an das Land, um zu sehen, ob hier Geschäfte zu machen wären. Kurze Zeit nach ihrer Entfernung kam ein Insulaner mit einem Bündel Frucht angeschwommen, dem wir an Bord halfen, indem wir ihm Taue zuwarfen, mit welchen die Frucht heraufgezogen wurde und an dem er selbst heraufkletterte. Kaum war dieser an Bord, so kam ein anderer und ein dritter usw., bis es mir bald zu viel wurde, denn auf dem Deck lagen Brotfrüchte, Ananas, Bananen, Kokosnuss und alles mögliche durcheinander; auch wurde ich bange, dass die Menge uns überumpeln würde, denn ich hatte nur noch wenige von meiner Mannschaft an Bord. Meine Befürchtungen waren ohne Grund, denn die Eingeborenen zeigten sich sehr freundlich, wozu auch wohl die Musik meines Stewarts (Kajütwärter) viel beitrug, denn dieser spielte ziemlich gut die Ziehharmonika, eine Musik, die den Insulanern sehr gut zu gefallen schien. [55]

Als der Supercargo mit unserem Boot wieder an Bord kam, wurden mehrere Kisten geöffnet, deren Inhalt teilweise an das Land kam, wogegen mehrere Schweine eingetauscht wurden, die wir mit nach Otahaiti nahmen. Auch am folgenden Tage wurden noch Geschäfte hier gemacht. Die Schweine wurden mit Kokosnüssen gefüttert, die sie ganz geschickt ihres Inhalts zu entleeren verstanden.

Durch die Musik des Stewarts wurden diese Naturmenschen so erheitert, dass sich am Nachmittag eine ganze Kompanie bildete und uns auch ein Ständchen brachte; die Musik war ohrzerreißend und herzerweichend, oder auch umgekehrt. Je mehr wir sie durch unsere Pantomimen lobten, desto mehr klatschten sie in die Hände zur Begleitung ihrer musikalischen Produktion. Wir hatten wenigstens 70—80 Insulaner an Bord, die, mit wenigen Ausnahmen, alle schwimmend angekommen waren. Ihre Garderobe bestand aus einem einfachen Gürtel, der bloß einen Teil des Unterleibes und halb die Lenden deckte, sonst trugen sie das Adams-, respektive Eva-Kostüm vor dem Sündenfall. Ihre Hautfarbe ist etwas kupferfarbig, ihre Statur kräftig und teilweise schön zu nennen, ihre Gesichtsform ganz kaukasisch, im übrigen erfreuen sie sich schöner Zähne und glänzend schwarzen Haares. Beiderlei Geschlechter in jeder Altersstufe waren vertreten, denn die Neugierde hatte sie wohl herausgelockt. Als nun die Geschäfte erledigt waren und die Ankerwinde in Bewegung gesetzt wurde, um weiter zu segeln, sprangen sämtliche Insulaner über Bord und steuerten ihren Kurs nach dem Lande. Der Chief fuhr in einem Kanu ab, aber seine Frau hatte das Vergnügen, hinterher zu schwimmen, während sie sich mit einer Hand am Kanu

festhielt. Von hier segelten wir nach der nächsten und Hauptinsel Nukkahiva [Nuku Hiva], zur Gruppe der Marquesas-Inseln gehörig, wo der Landungsplatz oder vielmehr Hafen in einer Bay an der Südseite der Insel liegt. Vor der Bay angekommen, fuhr mein Boot mit 2 Mann und dem Supercargo in die Bay hinein, während wir das Schiff draußen unter Segel hielten, um zu sehen, ob hier ein Geschäft zu machen wäre.

Innerhalb der Bay lagen mehrere Schiffe: ein französisches Kriegsschiff, zwei Walfischfänger und einige kleinere Schiffe. Als die vom Kriegsschiff mein Boot erblickten, schickten sie sogleich ein Boot ab, um mein Boot und nachher uns zu revidieren. Das Boot hatten sie passieren lassen, und das ihrige kam nunmehr zu uns, und der Offizier legte mir mehrere Fragen wegen des Zweckes unserer Reise und des Anlaufens hier vor. Nachdem er befriedigende Auskunft erhalten, gab er mir einige Instruktionen [56] wegen des Einsegelns, im Fall es dunkel werden sollte. Dann empfahl er sich und entfernte sich wieder. Mein Boot kam erst beim Eintreten der Dunkelheit zurück; wir segelten in die Bay ein und legten das Schiff gegen 9 Uhr vor Anker. Wegen der Dunkelheit infolge der hohen Umgebung der Bay ließ es sich schlecht unterscheiden, wie weit wir waren. Wir ankerten deshalb etwas abwärts, und am nächsten Morgen legten wir uns dem Lande näher.

Um hier einen Teil der Ladung zu landen, musste ich mit meinen Papieren zum französischen Gouverneur, um mich zu legitimieren. Nachdem alles in Ordnung und richtig befunden, wurde ein Teil der Ladung ans Land geschafft, was den ganzen Tag in Anspruch nahm. Die französische Regierung hatte Besitz von diesen Inseln genommen. Sie nannte es dieselben protektieren; was sie darunter verstand, konnte man leicht an den Forts und Batterien, die mit französischen Truppen besetzt waren, sehen. Etwas mehr Zivilisation war hier schon eingeführt, denn die Einwohner durften nicht so ungedeckt umhergehen wie auf Dominica; nur kleine Kinder sah man hie und da noch nackt umherlaufen.

Am nächsten Tage, als die Geschäfte beendet waren, die sich auf vier bis fünftausend Francs beliefen, ging ich zum Gouverneur, um meine Papiere wieder abzuholen. Nachdem ich durch einen Diener gemeldet worden war, musste ich in einen großen Saal eintreten, wo der Gouverneur, der König dieser Inseln, dessen Namen ich vergessen, sowie einige Offiziere und Räte an der Mittagstafel saßen, an der ich ebenfalls Platz nehmen und mit speisen musste. Nach beendeter Tafel ging's in ein Nebenzimmer, in welchem Zigarren verabreicht wurden. Hier kam auch die Königin zum Vorschein in langem weißen Kleide; eine wirklich stattliche und hübsche Erscheinung mit weißem Teint. Der König sprach etwas Englisch, so dass man sich mit ihm unterhalten konnte, denn er war in London und Australien gewesen; er sagte: „London is a very good town, when you have plenty money.“ Als ich mich verabschieden wollte, lud der König mich ein, ihn in

seiner Residenz zu besuchen, die eine kleine Strecke außerhalb der Stadt an der Bay lag. Als ich vom Gouverneur mit meinem Papiere fortging, traf ich mit dem Supercargo und dem französischen Passagier zusammen, die mich mitnahmen, um das Missions-Gebäude, Kirche und Schule zu besichtigen; mit der Missions-Gesellschaft waren auch die Geschäfte gemacht worden. Nachdem das Sehenswürdigste in Augenschein genommen war, begaben wir uns nach der königlichen Residenz, die in einem kleinen Häuschen mit einer kleinen Veranda und einer Stube bestand, [57] in welcher eine Bettstelle, ein Tisch, mit allerlei Krimskrams bedeckt, und einige Stühle, sowie ein Säbel und ein paar Schießwaffen an der Wand, das ganze Meublement bildeten. Bei unserer Ankunft wurden wir vom König empfangen, die Königin saß auf einer Matte vor dem Bette auf dem Fußboden, es wurden uns Stühle angeboten, und ich erhielt meinen Platz zunächst der Königin.

Während wir über dies und jenes konversierten, stopfte sich der König eigenhändig eine Pfeife, wozu der Tabak erst klein geschnitten werden musste, ließ sich dann von einem Diener Feuer bringen, womit die Pfeife in Brand gesetzt wurde. Dies war die Friedenspfeife, denn nachdem der König mehrere gute Züge gemacht hatte, übergab er die Pfeife der Königin, die ebenfalls eine Weile rauchte und dann mir die Pfeife übergab, um ihrem Beispiel zu folgen, welches ich auch tat. Kaum hatte ich die Pfeife in Empfang genommen, kam der König mit einem Präsentierteller, es konnte auch ein Brett mit Löchern sein, worin geöffnete Kokosnüsse standen, die frisch vom Baum kamen und die er selbst präsentierte, er fing aber am andern Ende der Gesellschaft an, und da meine Nachbarn nun die Hände voll hatten und auch ich eine Nuss nehmen sollte, gab ich die Pfeife an die Königin zurück, die dann auch die Rauchwolken wieder von sich blies, während wir den Inhalt der Kokosnuss einschlürften, den man wohl eine Delikatesse nennen darf. Aus Höflichkeitsrücksichten und wegen freundschaftlicher Aufnahme und gastlicher Bewirtung lud ich unseren Gastgeber ein, mir einen Besuch mit seiner Frau auf dem Schiffe abzustatten, welches auch gleich akzeptiert wurde; aber ich hatte das Vergnügen, erst beim Gouverneur die Erlaubnis einzuholen, ehe ich den König mit auf mein Schiff nehmen durfte. Es wurde mir auch gleich erlaubt, aber es wurde die Bemerkung gemacht, dass ich meinem Gast nicht zu viel Spirituosen geben sollte, denn wenn er einen kleinen Affen bekäme, wäre schlecht mit ihm auszukommen. Ich bestieg nun mein Boot, das schon auf uns gewartet hatte, und fuhr bis zur königlichen Residenz. Ein rechter Landungsplatz war nicht vorhanden, sondern nur Klippen, auf denen man teilweise durch Springen ins Boot gelangen musste; auch der Wellenschlag, der sich zwischen diesen Klippen brach, erlaubte nicht, das Boot anzulegen, wir mussten vielmehr das Boot mit den Rudern in der Nähe der Klippen halten und dann

ins Boot springen. Als wir ankamen, kam der König ohne Kopfbedeckung heraus und rief uns zu, dass es zu rauh sei, seine Gemahlin könne uns nicht begleiten, er selbst aber würde gleich kommen, damit ging er zurück. Es dauerte auch [58] nicht lange, da kam erst einer der Diener, der ein kleines Schwein am Strick hatte, womit er auf das Boot lossteuerte, und das wir in Empfang nehmen mussten, da es ein königliches Geschenk war. Kaum war das Schwein im Boot untergebracht, so kam auch der König mit dem Supercargo und dem Passagier angesprungen, und nachdem nun jeder seinen Platz eingenommen hatte, ging es fort, unserem Schiffe zu.

Bei unserer Ankunft an Bord ließ ich erst mal eine Flasche Wein entkorken, die auch bald gelehrt wurde; als wir hiermit noch beschäftigt waren, kam ein Boot von dem Kriegsschiff mit mehreren Offizieren, wahrscheinlich, um den König zu beobachten und unter Aufsicht zu halten. Ich ließ den Tisch decken, um meinem hohen Besuch einen Imbiss zu geben, bei welcher Gelegenheit natürlich auch getrunken werden musste. Ihre königliche Majestät wurde auch schon ganz heiter, so dass wir beide anfangen zu tanzen. Weil wir am selben Abend noch in See wollten, ließ ich die Segel losmachen und etwas von der Ankerkette einwinden. Als wir den König wieder an Land bringen wollten, gaben die Offiziere es nicht zu und nahmen ihn in ihr Boot auf. Im Gespräch mit den Offizieren erwähnten wir auch Kartoffeln, und sie klagten, dass sie seit mehreren Monaten keine gesehen hätten; weil wir noch ziemlich gut damit versehen waren, ließ ich ihnen einen Sack voll ins Boot bringen, wofür sie sehr dankbar waren; wir hatten alle Segel aufgezogen und den Anker gelichtet, aber es war windstill, so dass wir nicht von der Stelle kamen. Unser Boot mit vier Mann wurde vorgespannt zum bugsieren; weil das nun nicht viel half, sandten die beiden amerikanischen Walfischfänger jeder ein Boot, auch kam eines vom Kriegsschiff zu Hülfe, was uns sehr zustatten kam, denn in den drei Böten waren wenigstens dreißig Ruderer, die uns vor Dunkelwerden, nachdem sie einige Flaschen Schnaps erhalten, mit einem Hurra verließen. Kaum in offener See angekommen, hatten wir eine ganz nette Ost-Brise, und wir steuerten direkt nach unserem Bestimmungsort Otahaiti. Die ganze Reise wurde bei schönem Wetter von gutem, teils leichtem Wind begünstigt.

Mit Tagesanbruch bekamen wir Otahaiti zu Gesicht, zuerst nur die oberen Spitzen des Berges, welche über den Wolken hervorragten, die auf dem Berge lagen. Wir erhielten bald einen Lotsen und kamen vormittags im Hafen vor Anker. Nach Vorschrift des Lotsen wurde das Schiff vorne mit dem Anker gehalten und hinten mit einer Trosse (dickeres Tau) am Lande befestigt. Hinter uns, am Lande entlang, lag eine lange Schlammbank, über welche ein Steg bis zum Wasser führte, wodurch wir zu jeder Zeit [59] per Boot bequem an Land kommen konnten, obgleich wir mehrere Ruthen entfernt waren; wir glaubten uns hier

so sicher, wie in Abrahams Schoß. Nachdem wir mehrere Tage still gelegen hatten, erhob sich ein sturmartiger Wind, der grade von vorn kam. Unser Anker, welcher wohl nicht gut eingefasst hatte, gab nach, das Schiff trieb rückwärts, mit dem Steuerruder in die Schlammbank, und als es in dieser Richtung nicht weiter konnte, drehte es vorne ab und legte sich seitwärts an die Bank. Weil nun das Steuer sich in den Schlamm eingebohrt hatte und sich darin nicht drehen konnte, zerbrachen die Finger, die es am Steven halten, und das Steuer war unbrauchbar. Das war also wieder Pech, wie man so sagt. Um diesen Schaden wieder reparieren zu können, musste das Schiff rückwärts auf eine Werft gezogen werden, welche der französischen Regierung angehörte. Da nun die Seitenwersten nach dem Bau des Schiffes gelegt werden mussten, wurde die Tiefe des Kiels gemessen, zu welchem Zweck ein Taucher an drei Stellen unter das Schiff schwamm und jedes Mal das Maß der betreffenden Stelle heraufbrachte; wenn dieses notiert war, stellte er sich wieder im Boot auf, und mit einem Sprung, den Kopf voran, schoss er bis an den Kiel, nahm sein Maß, und dann die Füße gegen den Kiel stemmend, stieß er sich weg und kam an die Oberfläche. Das Wasser war so klar, dass man jede Bewegung unter Wasser gut beobachten konnte, wenn man sich etwas seitwärts hielt. Auch hier mussten die Geschäfte bei der französischen Behörde abgemacht werden, denn die ganze Insel stand unter französischer Protektion, obgleich die Königin Pomara auch noch ihren Hof, ihre Leibgarde und Räte hatte; denn am letzten Tag, als ich meine Abfertigung zu besorgen hatte, wurde von ihr über einen Verbrecher Gericht gehalten, dessen Urteil ich nicht mehr erfahren habe.

Die Einwohner dieser Insel sind nach meiner Ansicht die schönste Menschenrasse, die ich gesehen. Der Körperbau ist kräftig und groß, die Haut kupferfarbig, das Haar schwarz und schlicht, die Zähne sind schön weiß und die Gesichtsbildung ist kaukasisch. Sie genießen viel Obst und andere Früchte, und wie die Amphibien bringen sie einen Teil des Tages im Wasser zu. Ein Restaurateur, Franzose, lebte mit einer Insulanerin; dieselbe meinte, er sei ungebildet, weil er nicht schwimmen könne. Selbst kleine Kinder sieht man häufig sich im Wasser herumtummeln. Die Zivilisation war hier auch schon vorangeschritten, denn der ganze Körper musste bedeckt sein. Die Bekleidung bestand aus sehr leichtem Stoff, ähnlich unserem Kattun (prints). Die Einwohner gingen größtenteils barfuß, dahingegen trieben die eingewanderten Ausländer und besser situierten Einwohner auch schon einen ganz anständigen [60] Luxus. Was die Vegetation und das Klima anbetrifft, so möchte oder könnte man sagen: „Otahaiti ist der Garten der Welt.“ An jedem Abend war eine äußere, ziemlich große Straße der Stadt der Rendezvous- und Erholungsplatz für fast sämtliche Einwohner, wo Alles bis zum Dunkelwerden durcheinander wogte. Nach 8 Uhr durften sich keine Eingeborenen auf den Straßen mehr sehen lassen, Ausländer jedoch durften

zu jeder Zeit passieren. In dem Kontor, an welches ich adressiert war, befand sich ein deutscher Clerk, der mich einlud, am Abend einen anderen deutschen Clerk, der krank sei, zu besuchen. Aber welche Überraschung, als wir bei dem Kranken eintraten, rief derselbe: „Hallo, Captain, wo kamt Se denn her?“ Und wer war es? Es war mein früherer Passagier, den ich nach Valparaiso befördert hatte und der von dort hierher übergesiedelt war. Diese Insel scheint vulkanischen Ursprungs zu sein, ihr höchster Berg ragt, wie schon erwähnt, über die Wolken empor und ist mit der üppigsten Vegetation bedeckt, fast alle tropischen Pflanzen gedeihen hier. Die Einwohner leben ausschließlich nur von Vegetabilien. Die Brotfrüchte werden auf ein großes Feuer gelegt, und wenn sie gar sind, wird die äußere Schale entfernt, und der innere sehr schmackhafte und gewiss leicht verdauliche Teil gegessen.

Nachdem unsere Reparatur beendet war, mussten wir nach der Südwestküste der Insel segeln, um daselbst die Ladung Apfelsinen einzunehmen. Wir liefen in eine kleine, tiefe Bucht ein, in welcher das Schiff unmittelbar am Ufer befestigt wurde. Bald nach unserer Ankunft kamen auch schon Boote, mit Apfelsinen beladen, zum Vorschein; die Frucht wurde ans Ufer gebracht und ein Wetterdach über derselben hergerichtet, welches mit Palmblättern gedeckt war. Unter diesem wurden die Früchte in Crates (Körbe aus dünnen Stangen) verpackt, nachdem immer zwei in ein langes Blatt gewickelt waren, das mit etwas Bast befestigt wurde. Hierbei waren 30—40 Personen beiderlei Geschlechts beschäftigt. Einige machten die Körbe, andere packten, die Frauen und Mädchen beschäftigten sich meistens mit Einwickeln. Die Apfelsinen waren nahe der Reife, denn die grüne Farbe war schon teilweise von der gelben verdrängt, diese letztere entwickelte sich erst vollkommen auf der Reise, denn die Luken wurden während der Reise offen gehalten, damit sich kein Dunst im Raum entwickelte. Als die Ladung nahezu voll war, musste ich nach der Stadt gehen, um die nötigen Schiffspapiere zu erhalten. Um dorthin zu gelangen, bestieg ich ein Pferd, auf welchem ich die Landreise, die etwas über sechs Stunden dauerte, längs der Küste machte. Als meine Geschäfte nun alle geordnet [61] waren, ritt ich am nächsten Tag wieder zurück. An vielen Stellen längs der Küste schossen kleine Bäche aus dem Gebüsch vom Berge herunter, deren Wasser recht klar und kühl war. Wenn die Arbeiter, die mit dem Packen beschäftigt waren, sich belustigen wollten, so sprangen sie ins Wasser, einige sprangen vom Klüverbaum, andere sogar von der Rah, die doch an 50 Fuß über dem Wasser war, hinunter in die See. Den Körper hielten sie während des Falls aufrecht, und erst kurz vor dem Eintauchen schlugen sie die Beine wie ein Schneider kreuzweise übereinander, wodurch sie verhinderten, dass sie zu tief in das Wasser kamen. Als die Ladung voll war, sie bestand aus vierhunderttausend Apfelsinen, gingen wir unter Segel. Wir steuerten durch die Passatwinde mit

vollen Segeln, doch hatten wir meistens einige Kompaßstriche Nord von Ost, so dass wir zwischen den Sandwich-Inseln [Hawaii] hindurchlaufen mussten. Etwas nördlich von diesen Inseln drehte sich der Wind westlich, infolgedessen wir nun unseren Kurs direkt nach San Francisco richten konnten. Während der ganzen Reise wurden alle dienlichen Segel beigelegt, um die Reise möglichst zu beschleunigen. Als wir in San Francisco ankamen, war eine Barke mit Apfelsinen ungefähr eine Woche vor uns angekommen, deren Ladung größtenteils mit einhundert Dollars für eintausend Apfelsinen verkauft war. Zuerst wurden einige Tausend von unserer Ladung für 65, dann einige weitere für 45 und 40 Dollars verkauft, der Rest, beinahe drei Viertel der Ladung, musste für 25 Dollars per Tausend verkauft werden, denn es kamen immer mehr Schiffe mit Früchten an, infolgedessen der Markt gedrückt wurde. Den halben Ertrag der Ladung erhielt ich für die Fracht, ebenso war durch Annahme von Passagieren Geld eingenommen worden. Diese vier hunderttausend Apfelsinen repräsentierten einen Wert von zehntausend Dollars, zu fünfundzwanzig Dollars das Tausend gerechnet.

Von Otahaiti hatte ich einen Passagier, der Schauspieler war, nach San Francisco mitgenommen, der uns aber auf der Reise starb. Er war nicht bettlägerig und wusste selber nicht, was ihm fehlte, er sagte mir öfter, da er wusste, dass eine Kiste mit Medizin an Bord war, Kapitän geben Sie mir etwas, das ich schlafen kann. Um ihm zu willfahren, gab ich ihm öfter einige Tropfen Morphium, obgleich ich es ungerne tat, denn ich hatte schon immer einen förmlichen Abscheu vor dem Medizineren. Wir hatten wohl die halbe Reise gemacht, als er immer schwächer wurde und auch bald seinen Geist aufgab. Der Leichnam wurde in Segeltuch genäht und mit Steinen und Steinkohlen beschwert. Am nächsten Tage wurden die Segel eingeholt, dadurch die Fahrt [62] gehemmt, und dann wurde der Leichnam auf ein Brett gelegt, welches bis aufs Wasser gesenkt und umgekippt wurde, und alles war vorüber. Während des Begräbnisses wehte unsere Flagge auf Halbmast. Der Bruder des Verstorbenen kam in San Francisco an Bord, er bezeugte große Teilnahme an seines Bruders Tod und nahm seine Kleider in Empfang. Während wir am Ausladen waren, liefen zwei Klipper-Schiffe ein, die „Hornet“ und die „Flying Cloud“, die zusammen von New York um eine bedeutende Summe nach San Francisco um die Wette gefahren waren; der Unterschied in der Ankunft betrug nur 45 Minuten.

Die „Hornet“ hatte den Sieg errungen. Aus der Publikation der Tagebücher dieser beiden Schiffe ging hervor, dass sie sich im Breitengrad von Valparaiso mutmaßlich gesehen hatten, während der ganzen übrigen Zeit aber nicht, bis kurz vor dem „Golden Gate“ (der Einfahrt zur Bay), wo die „Hornet“, die näher dem Lande die Landbrise erhielt und dadurch den kleinen Vorsprung bekam.

Die Zeiten änderten sich auch hier in Bezug auf die Lohnverhältnisse; denn es boten sich mir junge, kräftige Männer, die auch das Goldfieber gehabt hatten und aus den Minen zurückgekommen waren, an, an Bord Apfelsinen auszusuchen, die nur Beköstigung als Entgelt forderten. Auch von meiner entlaufenen Mannschaft boten sich einige an, wieder an Bord zu kommen. Den Sohn meines früheren Schullehrers nahm ich wieder an Bord. Bei den bisherigen Reisen im „Pacific Ocean“ hatte ich eine zusammengewürfelte Mannschaft, von welcher keine zwei ein und derselben Nationalität angehörten, und weil der Steuermann ein Amerikaner war, wurde auch englisches Kommando eingeführt.

Als die Ladung gelöscht war, wurde wieder mit dem Einladen begonnen, denn ich hatte eine Fracht nach Guaymas, im Golf von Kalifornien, mit verschiedenen Gütern angenommen. Auch gingen ein Oberst und fünf Soldaten als Passagiere mit, die für die mexikanische Regierung Dienst genommen. Es waren gute Gesellschafter, welche viel zum Zeitvertreib beitrugen, auch ließen sie, um den Humor aufrecht zu halten, die Schnapsflasche unter sich kreisen; übrigens betrogen sie sich stets anständig. Die Reise war von schönem Wetter und meistens günstigem, mäßigem Wind begleitet.

Die Stadt Guaymas liegt an einer Bay, die von hohen Bergen umgeben ist, der Wind kann keinen Zutritt in sie erlangen. Weil es nun Hochsommer war, wurde die Hitze fast unerträglich, wir alle an Bord hatten mehr oder weniger unter derselben zu leiden. Die Einfahrt zu diesem Hafen ist nicht eher [63] sichtbar, als bis man dicht davor ist, denn die hohen Felsen, die sie umgeben, scheinen von der Ferne mit einander verbunden zu sein. Auf eine Ausfracht von hier war keine Aussicht, wir segelten daher mit Ballast nach Mazatlán, wo sich auch gleich eine Ladung Blauholz für uns fand, die nach Hongkong und Canton [Guangzhou] in China bestimmt war, ferner sechsendvierzig Kisten harter mexikanischer Thaler (jede Kiste enthielt zweitausend) als Fracht.

Als die Ladung Blauholz an Bord war und wir segelfertig waren, kamen die Kisten in Begleitung von mehreren Zollbeamten und einigen Kaufleuten an Bord, und wir verstauten das Geld unter der Kajüte. Kaum war die letzte Kiste untergebracht, so mussten wir unter Segel gehen, damit wir noch bei Tage außer Sicht des Landes kamen. Mazatlán liegt an einer Bay, in welcher die Schiffe vor Anker liegen müssen, denn in der Nähe der Stadt ist das Wasser zu seicht, so dass es nicht möglich ist, unmittelbar an dieselbe anzulegen. Das Geschäftshaus, welches meine Geschäfte besorgte, war Melchers Hermanos, ein Zweiggeschäft des Bremer Hauses Gebrüder Melchers, bei welchem ich stets zuvorkommende Aufnahme fand. Der Geschäftsführer war ein Herr C. Fuhrken, ein Landsmann, der hier allgemein unter dem Namen Don Celso bekannt war. Durch dessen Vermittlung wurde ich in

mehrere Gesellschaften eingeführt. Die vornehmste dieser Gesellschaften, die ich hier oder je mitmachte, war hoch aristokratisch zu Ehren des Geburtstages des Präsidenten. Man durfte nur im Frack und weißen Handschuhen erscheinen, und alles war großartig arrangiert. Am Ende des Saales war das mexikanische Wappen angebracht, an dessen beiden Seiten ein Krieger steht, diese wurden durch lebende Soldaten dargestellt, die jede Stunde abgelöst wurden und sich während der Zeit nicht rühren durften; wie Statuen standen sie mit präsentiertem Gewehr da. Die Etikette, die hier beobachtet werden musste, ging beinahe über meinen Horizont; das allerschlimmste für mich war, dass ich der spanischen Sprache nicht mächtig war. Versuche, welche einige der Herren machten, eine Konversation mit mir anzuknüpfen, scheiterten an meiner Unkenntnis der Landessprache. Angenehm ist es schon, wenn man mal ein solches Leben mit ansehen kann, aber sich immer in ihm zu bewegen, dafür danke ich denn doch, und deshalb gehe ich wieder lieber auf mein Schiff, auf welchem ich besser in meinem Element bin. Also von Mazatlán ging's westwärts, und ehe es dunkel war, war kein Land mehr in Sicht; der Wind war günstig und wir führten Leesegele an beiden Seiten.

Die Fahrt ging gut und angenehm vonstatten, aber mein [64] Steuermann, den ich in San Francisco angenommen, wurde mir doch nachgerade unheimlich, denn er trug beständig ein Bowiemesser im Gürtel und hatte überhaupt ein unheimliches Benehmen, so dass ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, er beabsichtige, eine Meuterei anzuzetteln, zu welcher das bare Geld an Bord die Veranlassung sein möchte. Aus der übrigen Mannschaft konnte ich nichts herausbringen, auch hatte ich keine Ursache, irgend einem zu misstrauen. Um mich nun des Steuermanns und meiner Sorge zu entledigen, beschloss ich, auf [Honolulu](#) anzulaufen und den Steuermann abzusetzen.

Eines abends gegen 11 Uhr ankerten wir daselbst auf der Reede. Am nächsten Morgen fuhr ich ans Land, und weil kein oldenburgischer Konsul hier war, wandte ich mich an den bremischen Konsul, dem ich meinen Verdacht und meinen Entschluss mitteilte. „Ach, damit werden wir bald fertig werden“, erwiderte er. Er schickte ein Boot mit Polizei ab, und diese brachte den Steuermann mit Sack und Pack ans Land, gegen welche Maßregeln er auch keinen Einwand erhob. Seine Abrechnung hatte ich fertig gemacht, der Lohn wurde ausgezahlt und damit war's abgetan. Weil ich hier nun keinen anderen Steuermann erhalten konnte, musste ich ohne einen solchen fertig zu werden suchen.

Der Sohn meines früheren Lehrers wurde von mir so weit angelernt, dass er die nötigsten Kenntnisse für unsere täglichen Berechnungen begriff und mir bei Beobachtungen der Sonne für Chronometer-Berechnungen hilfreich zur Seite stehen konnte; ebenso bei der Bestimmung der Längen-Grade, innerhalb welcher

wir uns befanden. In diesen Breite-Graden nämlich und überhaupt innerhalb der Wendekreise ist das Schiff gewöhnlich etwas westlicher als die Berechnung ergibt, wovon der Äquatorialstrom die Ursache sein wird. Am 28. Oktober 1854 passierten wir den hundertachtzigsten Längen-Grad, somit waren wir, nach dem Nautical Almanach, 12 Stunden hinter der Zeit von Greenwich. Damit wir unsere Rechnung nach diesem Almanach weiterführen konnten, durfte der 29. Oktober nicht in die Berechnung gezogen werden, und sobald wir den hundertachtzigsten Länge-Grad überschritten hatten, waren wir 12 Stunden vor dem 30. Oktober nach der Zeit von Greenwich. Auf der ganzen Reise über das stille Meer hatten wir, abgesehen von den Sandwich-Inseln, kein Land zu Gesicht bekommen, und als wir vor der Einfahrt in den chinesischen See bei [Formosa](#) ankamen, war unsere Rechnung auch keine Viertelmeile fehl.

Die ganze Reise war im allgemeinen von schönem Wetter und [65] gutem Winde begünstigt. Unser Ankerplatz war zuerst in Hongkong, wo wir auch bald das mitgebrachte Geld ausladen und zur vollsten Zufriedenheit der Empfänger abliefern konnten. Das Blauholz war nach Canton bestimmt, deshalb mussten wir mit dem Schiffe nach Wampoa [[Huangpu](#)] segeln, wo die Ladung in Leichter-Schiffe geladen und nach Wampoa befördert wurde. Hier lagen einige Kaufahrtschiffe und Kriegsschiffe verschiedener Nationen, englische, amerikanische und französische, um die jetzige Revolution der Chinesen zu beobachten. Einige chinesische Dschunk's, 12—15 an der Zahl, die als Kriegsschiffe ausgerüstet waren, lagen in der Nähe der übrigen Schiffe längs der Küste vor Anker, auf welchen täglich exerziert und manövriert wurde; es waren kaiserliche, oder wie sie genannt wurden, Mandarin-Schiffe. Von den Rebellen hatten wir bisher noch nichts gesehen; denn diese hatten sich auf den abgelegenen Inseln festgesetzt, deren es hier sehr viele gibt und die verschiedene Kanäle im Flusse bilden, welche als Schlupfwinkel dienen können.

Als wir mit dem Ausladen beschäftigt waren, wurde mir eine reiche Fracht nach [London](#) angeboten, die auch akzeptiert wurde; wir mussten aber mit dem Schiffe wieder nach Hongkong fahren, um dort einige Fässer mit Seehundsfellen an Bord zu nehmen, die auch zugleich als Ballast für das Schiff dienen mussten. Um nun diese Reise machen zu können, mussten wir unser Schiff erst in die Trockendocks bringen, weil mehrere Kupferplatten schadhafte geworden waren und einer gründlichen Revidierung bedurften.

Wampoa ist ein kleines Hafenstädtchen, in welchem täglich Markt abgehalten wird und man alles nötige zum Schiffsbedarf kaufen kann. Die Trockendocks sind auch hier, haben aber keine Türen, und als wir das Schiff hinein brachten, wurden quer über die Mündung schwere Balken gelegt und mit Planken gedeckt. Um sie wasserdicht zu machen, wurden sie von außen mit Lehm bedeckt, der fast ausschließlich

nur mit den Händen auf den Planken befestigt wird. Als der Damm fertig war, wurden mehrere Ketten-Pumpen aufgestellt, um das Wasser aus dem Dock zu bringen. Diese Pumpen sind lange vierkantige Kästen, 1½ – 2 Fuß breit, in welchen aufrecht stehende Bretter mit Gelenken über eine Walze laufen, die von Frauen, welche teilweise mit kleinen Kindern auf dem Rücken arbeiteten, durch fortwährendes Treten auf dazu eingerichtete Speichen in Bewegung gesetzt wurden. Hierdurch wurde das Wasser so hoch gehoben, dass es abfließen konnte. Nachdem die Reparatur beendet war, wurde der Damm auch wieder mit den Händen herausgehoben und der Lehm auf Planken entfernt. [66]

Der Arbeitslohn war niedrig, und so viele Arbeiter waren angestellt worden, dass es schien, als ob ein Haufen Ameisen in ihrem Bau arbeitete. Als wir von Wampoa nach Hongkong segelten, kam uns eine ganze Flotte von Schiffen entgegen, welche, wie wir später erfuhren, den Rebellen gehörten. Während unserer Abwesenheit von Wampoa nämlich waren die Rebellen aus verschiedenen Richtungen nach dort gekommen und hatten ein mörderisches Feuer auf die Schiffe eröffnet, auf welches diese natürlich antworteten. Die abwärts liegenden neutralen Schiffe hatten auch mehrere Kugeln in der Schanzkleidung und der Takelage erhalten, wie mir bei meiner Rückkehr von Hongkong mehrfach gezeigt wurde. Auch ein Schiffs-Kramladen, welcher auf einer Dschunk mit einem Haus darauf von einem Engländer geführt wurde und dort vor Anker lag, hatte mehrere Kugeln erhalten, die durch die Bretterwände geschlagen und mehrfachen Schaden angerichtet hatten. Die Frau des Krämers hatte mit ihrem Kinde auf dem Fußboden gesessen; eine Kartätschen-Kugel schlug durch die Wand und flog keine 2 Zoll über des Kindes und der Mutter Kopf vorbei und zertrümmerte auf der anderen Seite auf der Veranda einen Blumentopf.

Die Übervölkerung ist hier und überhaupt in China eine so starke, dass Tausende von Menschen nur auf Booten leben und keinen Fuß breit Land ihr eigen nennen können. Jedes der auswärtigen Schiffe hatte bis zu zwanzig von diesen Booten zu schützen, denn die Besitzer waren zu furchtsam und suchten förmlich Schutz unter einer neutralen Flagge. Jedes auswärtige Schiff hatte seinen Bootsmann, der sich, solange das Schiff dort liegt, zu jeder Zeit bereit hält, jeden Auftrag, den er erhält, auszuführen. Der Lohn den diese Leute erhalten, ist sehr gering und, wenn etwas zu fahren oder irgend etwas zu besorgen ist, so braucht man seine eigenen Leute nicht von der Arbeit zu nehmen, wodurch viel Zeit erspart wird. In den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Wampoa, sahen wir einige Leichen im Wasser treiben, die infolge der Kanonade ihr Leben eingebüßt hatten. Es wurden aber nirgends Vorkehrungen getroffen, die Leichen aus dem Wasser zu holen und zu begraben. Wo der Strom sie hintrieb und sie an den Strand geschwemmt wurden, da blieben sie liegen. Die Rebellen wurden so frech,

dass sie eine beladene Leichter-Barke von der Seite eines englischen Schiffes entführten. Der Captain derselben beschwerte sich bei dem Befehlshaber des englischen Kriegsschiffs über dieses Verfahren; dieser schickte ein bewaffnetes Langboot den Rebellen nach mit dem Befehl, die Barke unverzüglich wieder zurückzubringen, widrigenfalls er mal mit ihnen sprechen [67] werde, worauf die Barke auch zurückgebracht und alles richtig befunden wurde. Durch dieses Vorkommnis waren die Kaufleute, die in mein Schiff verladen wollten, etwas ängstlich geworden; ich erhielt deshalb den Befehl, mit meinem Schiffe nach Canton zu kommen und hier die Ladung in Empfang zu nehmen, wodurch die Gefahr der Wegnahme durch die Rebellen beseitigt wurde. Bei unserer Fahrt nach Canton sahen wir mehrere Leichen am Strande liegen, und, als wir schon eine gute Strecke aufwärts gesegelt waren, kam uns eine Flotte von anscheinend Fischerfahrzeugen entgegen, welche sich bei Ankunft in Wampoa jedoch als eine Rebellenflotte entpuppte und verschiedene der Mandarin-Schiffe eroberte und einige vernichtete; denn als wir mit der Ladung wieder abwärts kamen, sahen wir in einer kleinen Bucht ein Schiff, welches ganz ausgebrannt war; die Rebellen waren ins Land geflüchtet, hatten es aber vorher in Brand gesteckt.

In Canton kam ich nicht weiter in die Stadt, als sich der Geschäftsteil der auswärtigen Kaufleute erstreckt, der parkähnlich, nah am Wasser, unmittelbar vor der Stadt liegt. Innerhalb der Stadt sah es, soweit man sehen konnte, nicht sehr einladend aus. Die Straßen waren teils so eng und schmal, dass man mit ausgespreizten Armen fast die gegenüberliegenden Mauern berühren konnte, dabei waren die Straßen schmutzig und dunkel, denn oberhalb waren von Dach zu Dach Matten übergedeckt, um den Sonnenbrand abzuhalten. In diesen engen Straßen kann kein Fuhrwerk verkehren, die vornehmen Einwohner lassen sich deshalb in Sänften tragen. Auch hatte ich Gelegenheit, einige Damen im Gehen bewundern zu können. Ich halte es für eine große Sünde und Schändlichkeit, dass die Füße, namentlich der reichen Chinesinnen, so schrecklich verstümmelt werden; sie können nicht ordentlich ausschreiten, sondern nur trippeln, so dass es scheint, sie wollten immer fallen.

Längs dem Ufer vor der Stadt lagen, auf Fahrzeuge gebaut, schön eingerichtete Wohnungen, in welchen alle möglichen Geschäfte betrieben wurden und die von ganzen Familien bewohnt werden. Auch die herumfahrenden Boote sind von ganzen Familien bewohnt, und jedes Boot hat einen abgegrenzten Teil für seinen Götzen, der immer ein Licht vor sich brennen hat und zu welchem sie beten, namentlich wenn sie eine längere Reise vor sich haben. Der Gott besteht in einem ziemlich großen Bild, welches einen dicken Kerl darstellt, und wenn nun eine längere Reise vorgenommen werden soll, so wird erst mit diesem dicken Kerl gesprochen, dann wird ein Stück Papier, ein hal-

ber oder ein viertel Bogen, an dem Lichte angezündet, welches vor dem Götzen steht, und an einem [68] Zipfel über Bord gehalten, wobei auch etwas gemurmelt wird. Verbrennt nun dieses Papier vollständig, so kann keine Macht des Himmels der Fahrt in irgend einer Weise hinderlich sein. Ich habe es nicht gesehen, dass dieses Experiment nicht gut ausfiel, sollte aber dieser Fall doch einmal eintreten, so möchte ich glauben, dass die Fahrt gar nicht unternommen oder doch wenigstens verschoben wird, bis der Götze wieder bei besserer Laune ist. Während einer Fahrt auf einem chinesischen Boot bekam ich etwas Langweile, und um diese etwas zu vertreiben, holte ich mir eine Zigarre hervor, die ich bei einer Kerze anzünden wollte, welche der Ruderer neben sich gesteckt hatte; da kam ich aber schön an, es war eine geweihte Kerze, die nicht durch ungläubige Hände entehrt werden durfte.

Über Hongkong kann ich nicht viel mitteilen, weil mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer war. Es ist eine englische Besetzung und alles hat einen englischen Anstrich. Die Stadt ist gut befestigt und mit Militär besetzt, auch ist ihr Hafen der erste sichere Ankerplatz, wenn man von der chinesischen See einläuft. Als wir hier zuerst ankamen und erklärten, dass wir in Honolulu angelaufen waren, wurden wir gefragt, ob wir dort ein chinesisches Vollschiff angetroffen oder es auf der Reise gesehen hätten; dasselbe sei vor drei Monaten mit Passagieren abgefahren und nach Honolulu und San Francisco bestimmt gewesen und bis jetzt sei man noch ohne Nachricht von demselben. Einige Tage nach unserer Ankunft kam auch dieses Vollschiff wieder nach Hongkong, es hatte mehrere Passagiere durch Krankheit verloren, und die übrigen Passagiere sahen sehr elend und verhungert aus. Der Kapitän erklärte, dass die oben genannten Plätze gar nicht mehr existierten, denn er wäre weit genug gewesen und hätte weder Honolulu noch San Francisco finden können und deshalb sei er wieder zurückgekommen. Dies nur so beiläufig.

Wie schon oben erwähnt, waren wir mit der Ladung von Canton abgefahren und unterwegs. Die Ladung bestand aus den in Hongkong geladenen Fässern mit Seehundsfellen, der übrige Raum war mit Seidenstoffen, wie Shawls und Kleiderstoffen, dann mit Indigo, Anisöl, Kampher und dergleichen sehr wertvollen Sachen angefüllt.

Das Schiff war in jeder Beziehung in gutem seefähigen Stande, die Mannschaft war vollzählig, lauter gute Seeleute, außerdem hatten wir einen Passagier, einen Stettiner, der hier als Kontorist fungiert hatte; sein Name war, wenn ich nicht irre, Wiesemann.

Die Reise durch die chinesische See ging gut und ziemlich [69] schnell vonstatten; mitunter mussten wir mit gerefften Segeln fahren, doch der Wind war günstig. Als wir nun aus der chinesischen See kamen und in den südlichen Stillen Ozean einliefen, kamen wir in die Nähe der Insel „Dwa[r]s-in-de-weg“ [Sangiang], die im Fahrweg liegt und diesen holländischen Namen trägt. Während wir uns nun dieser Insel näherten, nahm der

Wind zu, der immer stärker wurde und schließlich sich zum Sturm erhob. Die Segel wurden verhältnismäßig gemindert, doch führten wir so viele Segel, als ein Schiff tragen konnte. Bei diesem West-Nord-West-Wind konnte das Schiff mit guten vollen Segeln den Südwest-Kurs verfolgen, und selbst mit vier bis fünf Strichen Abtrift hatten wir freie Fahrt und brauchten uns nicht zu fürchten, in die Nähe des Landes zu kommen, von dem wir uns wenigstens sechs bis sieben Meilen windwärts rechneten, nach der Lage von oben genannter Insel. Dass der Strom uns weiter vom Wege abbringen könnte, war nicht zu denken. Das Schiff arbeitete sich tapfer durch, und als um $\frac{1}{4}$ Uhr die Pumpe probiert werden sollte, wozu etwas Wasser erforderlich war, rief der Matrose, der das Wasser schöpfte: „Brandung in Lee!“, und in zehn Minuten waren wir schon in ihr. Das Schiff stieß so heftig auf, dass es nach fünf Minuten schon voll Wasser war; dabei neigte es sich nach auswärts, wodurch die Wellen so heftig gegen das Boot und die Schaluppe schlugen, dass beide zertrümmert wurden. Da wir befürchteten, dass das Schiff ganz kentern würde, kappten wir die Masten und blieben nun in dieser Lage sitzen. Wir waren an die Kante eines Korallenriffs geraten, welcher sich fast eine halbe Englische Meile vom Lande aus hinstreckte und der mit ein bis drei Fuß Wasser bedeckt war. Die Brandung, welche durch das Leuchten des Wassers gut zu unterscheiden war, lief dem Riffe entlang. Nun wurde beraten, auf welche Weise wir uns retten sollten. Wir beschlossen, dass ein Mann mit einer dünnen Leine durch die Brandung schwimmen solle, während die andern später an der Leine nachgezogen werden sollten. Es war noch sehr dunkel, als der Passagier, welcher gut schwimmen konnte, sich erbot, diesen Vorschlag anzunehmen. Die Lotleine wurde ihm um den Leib gebunden, und er ging über Bord. Nachdem er eine kurze Strecke entfernt war, konnten wir nichts mehr von ihm sehen; wir gaben ihm daher immer mehr Leine nach, um ihn nicht aufzuhalten. Mit großer Spannung wurde die Leine beobachtet um zu sehen, ob er sie noch um den Körper hatte, oder ob er durchgekommen war. Schließlich wurde uns doch die Zeit zu lang, und wir holten die Leine wieder ein; aber zu unserem Erstaunen war nichts daran, und das Ende derselben schien abgerissen oder abgeschnitten zu sein, weshalb wir [70] annehmen mussten, dass der Passagier ertrunken sei. Jetzt waren wir wieder so weit wie zuvor.

In den tropischen Gegenden ist keine lange Dämmerung beim Auf- und Untergange der Sonne. Als es nun Tag wurde, konnten wir die Szene besser übersehen. Der Passagier saß hinter der Brandung bis am Halse im Wasser, da es in demselben wärmer war als in der Luft. Jetzt erbot sich ein Leichtmatrose, mit der Leine durchzuschwimmen. Diesen konnten wir nun besser beobachten und ihm Leine genug und auch nicht zu viel geben, da mit drei Wellen die Brandung erreicht war. Die erste war die größte und stärkste und

schob ihn ein großes Stück vorwärts; wenn diese dann ablief, hatte er keine Leine nötig, bis die zweite Welle kam; dann musste wieder rasch Leine nachgegeben werden, was sich auch bei der dritten Welle wiederholte. Der Matrose kam glücklich durch, und nun war die Verbindung mit der Leine fertig, da jetzt zwei Mann an der anderen Seite der Brandung waren. Wir mussten noch eine andere dünne Leine befestigen, damit wir die doppelte Länge hatten; denn wenn einer durchgezogen war, mussten wir auf dem Schiffe die lose Leine wieder einholen. Als nun die ganze Mannschaft fort war und nur ich allein auf dem Schiffe stand, band ich die Axt an die Leine, doch so weit zurück, dass ich erst durchgezogen werden konnte. Ich legte die Axt auf die Verschanzung und die Leine klar aufs Deck. Darauf sprang ich über Bord und wurde durchgezogen. Als ich landete oder vielmehr hinter der Brandung im Wasser stand, sagte ich den Leuten, sie möchten nur die Leine nachziehen, dann würde die Axt kommen; diese blieb aber auf halben Wege hängen, da die Wellen, die übers Schiff schlugen, die Leine irgendwo festgeschlungen hatten, so dass wir nicht mehr weiter ziehen konnten. Wir mussten die Axt im Stiche lassen, und nun wanderten wir kniehoch durchs Wasser über die Korallen, die sehr uneben waren, dem bewaldeten Strande zu, um zu sehen, wie es ferner um unsere Existenz stand.

Es regnete und stürmte noch fortwährend, trotzdem wurde nach beiden Richtungen hin die Küste abgelaufen und untersucht, ob wir nicht etwas finden könnten, womit wir unser Leben fristeten. Der Wald war wegen der vielen Schlingpflanzen fast undurchdringlich, und an den Bäumen und Sträuchern war nichts Genießbares zu entdecken, wir fanden jedoch einige angetriebene Kokosnüsse, die wir mitnahmen.

Infolge des starken Regens lief an mehreren Stellen frisches Wasser aus dem Gebüsch; ob dieses für längere Zeit ausgehalten hätte, war sehr zweifelhaft. [71]

Bei unserer Ankunft am Strande trafen wir unsere zwei Hunde und ein Schwein, die übrigen Schweine mussten ertrunken sein.

Die Aussichten für unsern ferneren Aufenthalt auf dieser unbewohnten Insel waren also gerade nicht sehr günstig, denn trotz allen Suchens fanden wir keine Spur von Lebensmitteln. Wir versammelten uns wieder unserm wackern Schiffe gegenüber und beratschlagten, was zu tun sei. Das Wasser schien etwas zu steigen und das Schiff sah aus, wie ein sterbender Mensch, der mit dem Tode ringt; denn es drehte und wendete sich, als ob es sich von dem Riffe losreißen wollte. Es kann ungefähr 9 Uhr morgens gewesen sein, als das Schiff nahe dem Vormast durchbrach, und das Hinterteil barst der Länge nach auseinander. Dadurch wurde die Ladung frei, einige Stücke derselben wurden aufs Riff getrieben, aber viele wurden mit dem Strome, welcher längs der Küste lief, fortgeschwemmt. Nun griffen alle Hände zu; was wir nur fassen konnten, wurde ans Land gebracht. Wir retteten ein paar Fässer

Mehl und Tonnen mit Fleisch, die in der Brandung den einen Boden verloren hatten, sowie die großen Tonnen mit Seehundsfellen, ziemlich viele schön lackierte Kisten mit kostbaren seidnen Shawls, einige Ballen Indigo, mehrere Kisten Kampher, einige Gefäße mit Anisöl, desgleichen auch Zimt. Schließlich kam noch mein Pult, das sich in meiner Schlafkammer befunden hatte, und außer mehreren Kleidungsstücken (größtenteils aus Leibwäsche bestehend) noch einige Bücher und ein Brennglas enthielt, zum Vorschein. Mit Hilfe des Brennglases zündeten wir uns am vierten Tage unseres Aufenthaltes ein Feuer an.

Am zweiten Tage nach der Strandung wurde das Wetter heller und die See ruhiger. Wir konnten daher manches noch von unserem Schiffe holen oder auch auf dem Riffe auffischen, was uns von großem Nutzen war, wie z. B. mehrere Stücke Fleisch, die in Scheiben zerschnitten und getrocknet wurden. In einem Spind in der Kajüte fanden sich noch ein Kompass, eine Kiste mit feinem Öl, gemahlenem Pfeffer und andere Gewürze in gut verkorkten Flaschen vor. In der Kajütenskappe hingen auch noch das Fernrohr, die Schiffsglocke, mehrere Segel und Tauwerke etc. Alles, was uns zu nutzen werden konnte, wurde ans Land befördert. Die großen Tonnen, in denen die Seehundsfelle verladen waren, wurden als Schlafstellen benutzt. Unser Bettzeug bestand größtenteils aus seidnen Shawls, die gewiss per Stück mehrere hundert Dollar Wert repräsentierten, nebst einigen aufgefischten Kleidungsstücken. In der Kugel-Laterne, die auch zufällig gefunden wurde, brannten wir Anisöl. Auf diese Weise lebten wir sehr verschwenderisch, dagegen waren unsere Mahlzeiten sehr einfach. Da wir in den ersten [72] vier Tagen kein Feuer hatten, mussten wir alles roh verzehren. Die Hunde fingen uns einige Affen, wenn diese am Wasser fischen gingen. Sobald sie unserer ansichtig wurden, liefen sie vom Strande den Büschen zu, sie sprangen einige Fuß hoch auf einen Zweig, auf welchem sie sich sicher glaubten, und zeigten durchaus keine große Furcht. Wenn dann die Hunde zu ihnen kamen, packten sie die Affen, zogen sie von den Zweigen herunter und töteten sie; dann wurden die Affen den Hunden abgenommen, abgezogen, etwas gepfeffert, gut geklopft und verzehrt. Als wir Feuer hatten, kochten wir sie, denn wir besaßen auch ein paar Kochtöpfe. Wir aßen auch Muscheln, die wir am Strande suchten, und von dem Mehl wurden Klöße gemacht, die mit Seewasser angerührt und mit etwas getrocknetem Fleisch gekocht wurden, doch mussten wir mit allem sehr sparsam umgehen. Da wir keine Aussicht hatten, von hier abgeholt zu werden, machten wir uns daran, ein Floß zu bauen, welches wir mit Hülfe mehrerer angetriebener Bambusstangen, die mit Querstücken und Tauwerk aneinander befestigt wurden, herstellten. In die Mitte wurden einige Bretter gelegt, an den Seiten wurden Vorrichtungen zum Rudern, hinten ein Gestell zum Steuern mittelst eines langen Ruders angebracht; auch fehlte ein Mast nicht, an

welchem ein Leeseigel aufgezogen werden konnte für den Fall, dass wir günstigen Wind haben sollten. Auch zwei Fässer wurden befestigt, eines für den Proviant bestehend aus Klößen, Muscheln und etwas Fleisch, und das andere diente zur Aufbewahrung des Trinkwassers.

Mit Hilfe einiger Zimmergerätschaften, die wir noch aufgefunden hatten, und mit Messern musste das Floß samt Einrichtung hergestellt werden. Als das Wetter einige Tage trocken und schön gewesen war, wurde das Trinkwasser sparsamer. Etwas weiter an der Nordküste fanden wir das Gestell einer früheren Hütte mit Feuerplatz und erhöhten Schlafstellen, von hier aus führte ein Steg, der schon größtenteils wieder bewachsen war, in den Busch zu einer Grube, in welcher sich frisches Wasser befand, das aber anscheinend bei längerer trockener Zeit auch nicht ausgehalten hätte, vorläufig tat es uns gute Dienste.

Der westliche Teil der Insel, auf welchem wir uns befanden, war flach und durch Wasser von dem östlichen Teil getrennt. Die Bäume standen am Wasser sehr dicht, nur war nicht so viel kleines Untergebüsch da wie an anderen Teilen der Insel, in welchem Krokodile und wahrscheinlich auch andere Untiere sich aufhielten. Wenn wir uns schlafen legten, hatten wir oft Besuch von Eidechsen, die über uns wegliefen, von Sandfliegen und Moskitos, die uns im Schlaf störten. [73]

An einem sehr heißen Tage bekam der junge Hund eine Art Sonnenstich oder sonst eine Hundekrankheit, so dass wir glaubten, er sei toll geworden, er lief wie verrückt hin und her, und ein jeder musste sich vor ihm bergen. In seiner Raserei lief er zuletzt auf dem Riff zur See, bis er ganz erschöpft im Wasser liegen blieb. Es ist gut, dass wir den los sind, sagten wir, dort wird er wohl ertrinken; aber den Gefallen wollte er uns nicht tun; nach einer Viertelstunde stand er wieder auf und kam guten Mutes wieder zu uns, als wenn nichts passiert wäre, und er hatte auch keinen Anfall wieder. Am östlichen Teil der Insel lag ein hoher Berg, der fast bis an die Wolken ragte. Dort erwarteten wir sicher, Einwohner zu treffen. Um nun dahin zu kommen, ging ich mit vier Mann am sechsten Tag auf unser Floß und wir schifften längs der Küste ostwärts. Gegen 4 Uhr nachmittags, landeten wir in einer kleinen Bucht, in welcher ein Pfahl im Wasser stand, vermutlich um Boote anzubinden. Wir fanden auch hier das Gestell einer Hütte, aber keine Einwohner. Wasser lief an mehreren Stellen in kleinen Strömen den Berg hinunter, aber Früchte waren auch hier nicht zu finden. Weil die Nacht aber hereinzubrechen drohte, mussten wir hier bleiben. Mit dem Brennglase zündeten wir ein Feuer an, welches während der Nacht unterhalten wurde. Gegen Morgen machte ich den Vorschlag, dass wir nach der gegenüberliegenden Küste, welche wenigstens zwölf Englische Meilen entfernt war, fahren wollten. Mein Vorschlag wurde mit dem Einwand niedergestimmt, dass wir nicht Proviant genug bei uns

hätten, und wenn wir auch dort keinen finden würden, so müssten wir verhungern. Es wurde deshalb beschlossen, wieder zurückzukehren und uns auf mehrere Tage auszurüsten. Wir fuhren am folgenden Tag zurück, und am nächsten Tage wurden mehr Klöße, Muscheln und Fleisch zubereitet, auch einige kleine Mängel am Floß verbessert, dann fuhren wir wieder ab; es war nun schon der neunte Tag nach dem Schiffbruch. Wir kampierten zuerst wieder am gleichen Platz, den wir vor drei Tagen besucht hatten, es war aber schon so spät, dass wir kein Feuer mehr mit dem Brennglas machen konnten. Als um 2 Uhr nachts der Mond aufging, bestiegen wir unser Floß und ruderten abwärts in nordöstlicher Richtung, es war windstill, und die Fahrt ging ganz gut vonstatten. Gegen Mittag kam von Nordwesten eine Brise, die immer mehr zunahm, auch der Strom nahm in gleicher Richtung zu, so dass es schien, wir würden die Küste, in deren Nähe wir bereits gelangt waren, nicht erreichen; wäre dies der Fall gewesen, hätte es schlimm für uns ausgesehen. Trotz der [74] Anspannung aller Kräfte musste ich sehen, dass wir in Gefahr liefen, vorbeigetrieben zu werden, ich konnte dies an einem abstehenden Felsen gut beobachten, deshalb sagte ich dem Vordermann, er solle das Segel aufziehen und jeder solle sein Bestes tun, damit wir nicht an der letzten Ecke vorbeitrieben. Als nun das Segel aufgezogen war, sah ich zu unserer Beruhigung, dass wir die letzte Klippe um eine Ruthe Länge in unser Lee bekommen und den Strand erreichen konnten.

Wir liefen in die Brandung hinein und, sobald wir dem Ufer nahe genug waren, sprangen wir ins Wasser und zogen das Floß so weit auf den Strand, dass es von den Wellen nicht erreicht werden konnte. Infolge der Anstrengung und Aufregung waren wir alle ziemlich erschöpft und mussten etwas Nahrung und Ruhe haben, bevor wir weiter konnten. Das Fernrohr hatte ich bei mir, und als wir nun auf dem Trockenen waren und kurze Zeit geruht und etwas Nahrung genossen hatten, nahm ich das Fernrohr zur Hand und fixierte den Horizont, ob nichts erfreuliches für uns zu entdecken sei, und richtig, im Hintergrunde der Bay konnte ich Dächer und Rauch unterscheiden, es mussten also dort auch Menschen wohnen. Wir berechneten die Entfernung auf 4 bis 5 Englische Meilen, aber da keine Möglichkeit vorhanden war, zu Lande dahin zu kommen, weil völlig undurchdringliches Gebüsch vor uns lag, so waren wir gezwungen, unser Floß wieder ins Wasser zu bringen und den Wasserweg dorthin längs der Küste zu nehmen.

Wir zogen das Floß wieder ins Wasser, sprangen hinauf, und nun arbeitete ein jeder nach besten Kräften, um vorwärts und aus der Brandung herauszukommen. Als wir 1½ bis 2 Meilen zurückgelegt hatten, wurde das Wasser ruhiger; eine in der Bay gelegene Insel war die Ursache. Die ganze Küste war von mächtigen Felsen gebildet, nur eine halbe Meile etwa vor dem Dorfe begann ein Sandufer, welches sich

allmählich nach der See zu vertieft. Als wir hier ankamen, standen fünf Malayen am Ufer, deren Bekleidung aus einer Hose bestand, die mit einem Gürtel um den Leib befestigt war, in welchem ein Messer steckte. Als wir dieser ansichtig wurden, mussten wir unwillkürlich denken, jetzt geht's wohl an die Kehle. Wir taten, als ob wir sie nicht beachteten, doch sobald wir in ihre Nähe kamen, sprangen sie ins Wasser und kamen auf uns zu; einer von ihnen kletterte auf das Floß und bedeutete uns, die Ruder niederzulegen, die übrigen vier nahmen jeder eine Ecke des Floßes in Beschlag, indem sie den Leuten zuriefen: „John, rope“, und diese Naturkinder brachten uns bis ans Dorf, wo wir von der ganzen Einwohnerschaft in Empfang [75] genommen wurden. Zuerst jedoch konnten wir ein unheimliches Gefühl nicht ganz unterdrücken, denn wir konnten uns nicht verständigen und mussten uns auf Pantomimen beschränken. Als das Floß etwas nach 4 Uhr auf den Strand gezogen wurde, kam auch der Häuptling des Dorfes, der sich wahrscheinlich erst in Gala geworfen hatte, denn er trug einen abgelegten Offiziersrock und eine Art Shawl über die Schulter als Schärpe. Als er herankam, gab er uns die Hand als Friedenszeichen und Willkommen und machte ein Zeichen, dass ich ihm folgen sollte; ich nahm einen von meinen Leuten, einen holländischen Matrosen, mit, der schon früher in **Batavia** gewesen und einige Worte von der Sprache der Malayen verstand. Wir bedeuteten dem Häuptling, als wir in seiner Wohnung angekommen waren, dass wir noch fünf Mann zurück gelassen hätten und dass diese mit einem Boot abgeholt werden müssten.

Während wir ihm dies verständlich zu machen suchten, wurden Speisen aufgetragen, die aus Geflügel, Fischen und den schönsten Früchten bestanden und sehr gut zubereitet waren. Wir ließen es uns vortrefflich schmecken, und als wir gesättigt waren, gingen wir zum Strande zurück, um Anstalten zu treffen, dass unsere Kameraden auch zu essen bekämen. Diese waren aber mit Speisen schon reichlich versehen; von allen Seiten waren ihnen solche zugetragen worden. Der Häuptling beorderte mehrere von seinen Leuten, die Fässer vom Floß loszumachen und diese nebst Segel und einigen Kleidungsstücken nach seinem Hause zu tragen. Dort wurden die nassen Kleider auf langen Bambusstangen aufgehängt, wobei wir ebenfalls nicht helfen durften.

Wir restaurierten uns so gut, als es die Umstände erlaubten, und als wir damit fertig waren, suchten wir nochmals den Strand auf, aber unser Floß war verschwunden. Dasselbe war nach einem kleinen Fluss neben dem Dorfe gebracht worden, wo es jetzt als Fährboot diente.

Kurz vor Eintritt der Dunkelheit kam der Häuptling uns nachgegangen, rief schon von weitem und zeigte mit der Hand nach dem Munde, zum Zeichen, dass wir schon wieder essen sollten. Zum Hause zurückgekehrt, vermissten wir alle unsere Kleider. Unser Wirt hatte

dieselben in einer Kammer aufhängen lassen, weil der Tau hier früh fällt. Wir fanden denn auch wieder einen Tisch, reich mit schmackhaften Speisen und Früchten besetzt, für uns gedeckt, und wir langten tapfer zu. Nach dem Essen blieben wir noch eine Weile auf, bald aber sehnten wir uns nach Ruhe. Zu diesem Zwecke wurde uns ein Zimmer angewiesen. Unser Lager bildeten Matten, und wir schliefen denn auch ganz köstlich. [76]

Weil hier am Ort sich kein großes Boot vorfand, so schickte der Häuptling bald nach unserer Ankunft ein Kanu nach einem mehrere Meilen nordwärts liegenden Ort an der Küste, und von da kam bei uns in der zweiten Nacht ein großes Boot an. Am nächsten Morgen wurden alle Sorten Proviant, namentlich Früchte und auch Wasser, ins Boot geschafft. Gleich nach Mittag fuhren wir ab, um unsere Leidensgefährten von der unbewohnten Insel abzuholen. Der Wind war leicht, mitunter war es ganz windstill, so dass wir häufig rudern mussten und erst am anderen Morgen bei unseren Schiffskollegen ankamen. Wir landeten in der Nähe der früher erwähnten Hütte, weil sonst kein anderer guter Landungsplatz vorhanden war. Unsere Ankunft zu beschreiben, dazu ist meine Feder zu schwach, denn alle waren, wie sie unserer ansichtig wurden, so freudig überrascht, dass ihnen die Tränen über die Wangen liefen. Sie hatten uns schon als verloren aufgegeben, weil wir so lange fortgeblieben. Selbst die Hunde und das Schwein schienen freudig erregt zu sein, als ob sie gewusst hätten, dass wir sie von dieser unbewohnten Insel erlösen würden.

Unser Bettzeug, nämlich die seidnen Shawls und Kleidungsstücke, wie überhaupt alles, was uns wertvoll schien, wurde zusammengerafft und ins Boot gebracht. Damit fertig, bestiegen wir alle das Boot und segelten in mehr nördlicher Richtung nach dem Hafen, von dem das Boot geholt war. Es war schon dunkel, als wir dort ankamen. Wir erhielten etwas zu essen, durften uns aber nicht weit vom Boot entfernen. Es wurden einige Papiere ausgefertigt, die dem Bootführer übergeben wurden, und am nächsten Morgen ging's in aller Frühe weiter nördlich. In diesem letzteren Orte wurden wir nicht so freundlich und zukommend behandelt, als in unserem ersten Landungsplatz, wo uns die freundlichste Teilnahme und jede kleine Aufmerksamkeit zuteil geworden war. Es war eine kleine Ansiedlung, die noch nicht lange gegründet war, denn die von Bambusrohr aufgeführten und mit Palmblättern bedeckten Häuser hatten ein neues Aussehen; die untere Flur war 3—4 Fuß über dem Erdboden, damit das Ungeziefer unten durchlaufen konnte. Ins Haus führte eine Treppe. Das Innere des Hauses war in mehrere Zimmer, Kammern und Gemächer eingeteilt, und vor dem Hause war eine Veranda angebracht. Dem Chef unseres Landungsplatzes wollte ich die Schiffsglocke zum Geschenke machen für die freundliche Aufnahme, aber er weigerte sich, sie anzunehmen; ich bescheinigte schriftlich, dass sie ihm geschenkt sei.

Kehren wir nun wieder zu unserem Boot zurück und sehen, wie es später geht. Etwas nach Mittag zwischen 1 und 2 Uhr [77] landeten wir bei der Festung Terrinjen, die auf der südwestlichen Seite von Java liegt. Die Mannschaft musste im Boot bleiben, mich aber nahm der Bootführer mit nach der Stadt zum Hafens-Kommandanten; derselbe, von Geburt ein Malaye, der aber in holländischem Dienst gestanden hatte, empfing uns an der Türe und ließ uns auf der Straße stehen. Er musste einen sehr dicken Nagel im Kopfe haben und benahm sich, als ob er der Herrgott selber sei. Nachdem der Bootsmann die Papiere abgegeben, setzte er sich auf seinen Allerwertesten mitten auf die Straße. Mit untergeschlagenen Beinen und die Arme über die Brust gekreuzt, erzählte er nun wahrscheinlich wie, wo und wann er zu uns gekommen sei. Verstehen konnte ich kein Wort von dem, was er sprach. Diese Konversation dauerte ungefähr eine Stunde, es kam mir ebenso lange vor, denn ich musste gleichfalls bei drückender Hitze auf der Straße stehen. Meine Kleidung bestand aus einer vor den Knien zerrissenen Hose. Auch die Schuhe waren nicht heil, Hosen und Schuhe sind auf den Korallen zerrissen worden. Dazu kam mein nicht ganz sauberes Hemd und ein Südwestler; die Haare waren nur mit den Fingern gekämmt und das Gesicht natürlich unrasiert. So ähnlich sah die ganze Mannschaft aus. Unsere Erscheinung war daher keine besonders einladende. Wie ich da wie so'n Lump auf der Straße stand, sah ich mich nach allen Seiten und Ecken um, ob ich nicht ein europäisches Gesicht gewahr werden könnte, so dass ich mich jemanden mitteilen konnte, lange vergebens! Endlich sah ich einen ganz nobel gekleideten Herrn mit weißem Teint, der auf unsere Gruppe zukam. Ich ging ihm entgegen, grüßte in deutscher Sprache und fragte, ob er Deutsch spreche. Jawohl, war die Antwort, und er fragte nach meinem Begehren. In kurzer Zeit wurde ihm aus meiner Erzählung unsere Situation klar, und er wendete sich zum Hafens-Kommandanten und rüffelte ihn gehörig ab, dass er nicht gleich unsere Ankunft gemeldet hatte usw. Darauf richtete der Herr wieder an mich das Wort und sagte: Kapitän, kommen sie mit nach meinem Hause. Auf dem Wege dahin hatte ich ihm mitgeteilt, dass meine Mannschaft und ein Passagier sich noch im Boot befänden und dass wir von der Ladung mehrere Sachen mitgebracht hätten.

In seinem Hause traf er sofort Anordnungen, dass die Mannschaft, der Passagier, alles sogleich nach seinem Hause geholt werden sollte. Dieser Herr, der sich meiner so freundlich annahm, war der Vizeresident auf Java, namens de Nys. Nachdem die Boten mit seinen Befehlen abgeschickt waren, kam er wieder zu mir und sagte: Kapitän, nun wollen wir erst einen kleinen Genever trinken. Eine Flasche wurde herbeigeht und wir [78] tranken mal eins. Bis die Mannschaft und der Passagier ankamen, musste ich ihm alles haarklein erzählen, den Schiffbruch, sowie von der Mannschaft, vom Passagier usw. Bei deren Ankunft wurden alle

freundlich begrüßt und mit einem kleinen Genever regaliert und die sämtlichen mitgebrachten Sachen in einem Nebengebäude untergebracht. Nachdem nun lebhaft Fragen und Antworten hin und her ausgetauscht worden waren, sagte der Vizeresident: Sie, Captain, der Steuermann und der Passagier bleiben hier bei mir, und für die übrige Mannschaft wird auch gesorgt werden; einige Boten wurden mitgeschickt, um die Leute nach ihren Quartieren zu begleiten. Kaum waren die andern fort, so wurden uns zwei Schlafzimmer angewiesen, eins für mich, das andere für den Steuermann und den Passagier. Es waren schöne Betten darin, ein Waschtisch mit allem möglichen Zubehör, sowie auch je ein Tisch, mit allen Sorten von Kleidungsstücken bedeckt. So, Kapitän, sagte der Herr Resident, nun gehen sie einmal an die Arbeit und machen Sie sich schön. Nehmen Sie sich von den Kleidern diejenigen, die Ihnen passen und gefallen. Dass nun mit Lust einmal eine gründliche Reinigung vorgenommen wurde, versteht sich von selbst; dann wurden die Kleidungsstücke untersucht und angezogen. Sie passten, als wenn sie für mich zugeschnitten worden wären, denn der Herr Resident hatte ganz meine Position. Der Stoff war meist feine Leinwand, der Rock war Grasleinen, dazu Schuhe und Strümpfe bester Sorte.

Als ich so wie ein Gentleman gekleidet wieder heraustrat, kam mir mein nobler Wirt entgegen, reichte mir die Hand und sagte: „Nun sehen sie wieder wie ein Mensch aus.“ Auch der Steuermann und der Passagier zeigten sich infolge ihrer Bekleidung ganz verändert. Während wir in unseren Kammern beschäftigt waren, war für uns ein Tisch mit den schönsten Speisen gedeckt worden, und wir ließen uns diese auch gut schmecken.

Abends versammelte sich eine große und noble Gesellschaft bei unserem lieben Wirt, darunter die höchsten Angestellten beim Militär und die angesehensten Männer aus dem Bürgerstande mit ihren Frauen, die sich viel mit uns unterhielten. Da wurde so viel hin und her gefragt, dass man kaum alles beantworten konnte, das Hauptthema war meistens unsere Leidensfahrt. Selbst die Hunde und das Schwein wurden mit ins Gespräch gezogen. Den alten Hund wünschte der Festungskommandant zu haben, es war eine Hündin, und ihren Sohn, den jüngeren Hund, schenken wir unserem Wirt. Ein splendides Abendbrot wurde serviert, und auch an Wein fehlte es nicht, dem fleißig zugesprochen wurde. Am nächsten Tage hatte der Resident einen Kurier nach Batavia zu [79] senden, er fragte mich, ob ich dort ein Haus kenne, an welches ich mich wenden könnte, im Falle ich Unterstützung und Hülfe zu beanspruchen hätte, dann solle ich einen Brief an dieses Haus schreiben, den der Kurier dann gleich mitnehmen würde.

Laut meinem Kreditbrief, den ich in meinem Pult gefunden, adressierte ich meinen Brief an das Haus Bahre & Kinder in Batavia, eine Hamburger Firma; ich teilte den Herren mit, in welcher Lage ich hier sei und

dass ich mit meiner Mannschaft und einem Passagier nach dort kommen würde und um Beistand für uns nachsuchen werde. Terrinjen ist eine Festung an der südwestlichen Küste von Java, und weil diese Insel unter holländischer Regierung steht, war auch hier holländisches Militär, die meisten Offiziere gehörten dieser Nation an. Handel und Schifffahrt ist hier nur unbedeutend.

Während der paar Tage, die wir hier zubrachten, lebten wir wie „Gott in Frankreich“, denn von allen Seiten wurde uns große Aufmerksamkeit entgegengebracht und für jede Bequemlichkeit gesorgt, sogar unsere alten und schmutzigen Kleidungsstücke, die wir ausgezogen hatten, wurden uns wieder reingewaschen eingeliefert.

Es wurden zwei Boote engagiert, um uns nach Batavia zu befördern. Nach dreitägigem Aufenthalt schifften wir uns ein, mit Proviant wurden wir gut versehen, wozu unser mitgebrachtes Schwein seinen Anteil lieferte, denn es war geschlachtet worden und gut eingekocht, dass es sich mehrere Tage gut halten konnte. Als Dessert hatten wir verschiedene Sorten Früchte.

Als wir fort mussten, meinten einige von unseren Matrosen: „Hier könnten wir es noch einige Tage aushalten“, und sie zeigten keine große Lust, sich zu verabschieden. Wir bestiegen die Boote, in welchen wir uns gleichmäßig verteilten, und fort ging's längs der Küste nach Batavia. In der ersten Nacht hielten wir bei einem kleinen Orte für einige Stunden an, weshalb habe ich nicht erfahren, und am zweiten Abend gegen 7½ bis 8 Uhr, als es schon dunkel wurde, kamen wir in Batavia an und landeten eine kleine Strecke in einem Flusse aufwärts im Geschäftsteil der Stadt, wo fast alles öde und still war, denn die Kontore waren schon geschlossen. Nun war guter Rat teuer, das Kontor, an welches ich mich wenden musste, konnte mir jeder zeigen, aber keiner konnte mir sagen, wo die Wohnung der Herren zu finden; daher wurde mir geraten, eine Droschke zu nehmen, denn die Kutscher seien in der Stadt am besten bekannt. Ich bestieg eine solche, und fort ging es durch mehrere Straßen und über Marktplätze, ich frug einige Herren, die ohne Rock und ohne Hut auf der Straße promenierten und holländisch sprachen, ob sie [80] mir Auskunft über die Wohnung der Herrn Bahre und Kinder geben könnten. Persönlich zwar waren sie ihnen bekannt, aber die Wohnung konnte keiner angeben. Nach einer weiteren Fahrt bemerkte ich ein großes, elegant erleuchtete Haus mit hoher Treppe. Hier, dachte ich, solltest du mal anfragen, ich ließ meinen Kutscher halten und ging in das Haus. Eine ziemlich korpulente, in Seide gekleidete, sehr freundliche Dame kam mir entgegen, und auf meine Frage, ob sie Deutsch spreche, gab sie die Antwort: Jawohl, und was wünschen Sie? Ich wiederholte meine Frage nach der Wohnung der Herren Bahre & Kinder und bat, mir, wenn möglich, Auskunft zu geben. Damit kann ich dienen, sagte sie, sie haben doch wohl eine Droschke, dann sagen Sie dem Kut-

scher . . . (Des Wortes kann ich mich nicht mehr erinnern, wahrscheinlich war es der Name der Straße.) Der Kutscher verstand keine andere Sprache als die der Malayen. Nachdem ich ihm nun den Namen genannt hatte, schien er befriedigt zu sein, um zu wissen, wohin er zu fahren habe. Nochmals ging's durch mehrere Straßen und über Marktplätze, auf welchen noch volles Leben war, bis er vor einem schönen Hause anhielt, das einige Ruthen von der Straße zurück in einem schönen Garten lag und dessen Veranda hell erleuchtet und von mehreren Herren besetzt war. Kaum war ich ausgestiegen, so bemerkte ich auch schon, dass hier Deutsch gesprochen wurde. Bei meinem Eintreten wurde mir auf die Frage, ob hier die Wohnung der Herrn Bahre & Kinder sei, die Antwort zuteil: „Sie sind wohl der Kapitän der ‚Visurgis‘.“ Zuerst wurde der Kutscher abgefertigt, und als ich Platz genommen, erzählte ich in Kürze, dass meine Mannschaft und mein Passagier noch in der Unterstadt am Hafen kampierten, worauf sofort zwei von den Kontoristen mit einer Kutsche abfuhren, um Logis und Quartier für diese zu besorgen, was auch bald geschehen war. Der Passagier wurde mitgebracht, denn einer der Kontoristen war ein Bekannter oder wohl gar Schulkollege von ihm.

Am nächsten Morgen fuhr die Kutsche für mich vor, die mich nach dem Geschäftsplatz brachte. Die Boote, mit denen wir kamen, wurden ausgeladen, da wir die sämtlichen geborgenen und geretteten Sachen vom Schiff mitgebracht hatten. Nun waren wir einige Tage mit der Ausfertigung der Papiere in Bezug auf den Verlust des Schiffes beschäftigt. Dieselben mussten von der Mannschaft beschworen werden, damit ihre Gültigkeit von den Versicherungsgesellschaften anerkannt werde. Während dieser Zeit hatte ich jeden Tag eine Kutsche, die mir zur alleinigen Verfügung stand. Nachdem nun die Geschäfte abgewickelt und in aller Form ins [81] Reine gebracht waren, sagte mir der Associé des Geschäfts, Herr Heineken aus Bremen, dass ich jetzt zu Hause bleiben und der Ruhe pflegen könnte, worauf ich entgegnete, dass ich der Ruhe bedürfe, denn seit dem Schiffbruch war ich nicht aus der Aufregung herausgekommen. Die Mannschaft fand bald auf anderen Schiffen verschiedener Nationalität wieder Dienst. Die mitgebrachten seidnen Stoffe und Shawls wurden auf öffentlicher Auktion versteigert, wofür noch über 3000 Gulden gelöst wurden. Außerdem war eine Kollekte für uns Schiffbrüchige veranstaltet worden, die auch eine hübsche Summe einbrachte. Mit derselben konnten die bisherigen Kosten gedeckt und eine gute Ausrüstung für die Mannschaft angeschafft werden.

Als ich nun ein paar Tage zu Hause geblieben und mich ausgeruht hatte, erkrankte ich ernstlich am Klimafieber, so das ich das Bett hüten musste. Man wollte mir einen Doktor schicken, ich protestierte dagegen; es wurde aber täglich schlimmer, und nach ein paar Tagen sagte mir schließlich Herr Heineken: „Wenn sie keinen Doktor nehmen und die Krankheit setzt sich im

Gebliut fest, so sind sie zeitlebens kein Mensch, der auf Gesundheit Anspruch machen kann.“ „Na, meineten lasst den Doktor dann kommen“, denn es war mir ganz gleichgültig, ob ich am Leben bliebe oder sterben würde, da durch den Verlust des Schiffes die Aussichten auf meine fernere Zukunft sehr trüb erschienen. Als nun der Doktor kam, musste ich zuerst Quecksilber-Pillen verschlucken. Nachdem ich zweimal davon genommen hatte, konnte ich nicht mehr im Bette bleiben, da dieselben sich bald als ein kräftiges Abführungsmittel bewiesen. Ich wurde dabei so matt, dass ich glaubte, mein Ende in kurzer Zeit erwarten zu müssen. Kurze Zeit bevor ich, der Vorschrift gemäß, die dritte Portion hätte einnehmen sollen, kam der Doktor, und als er mich so stark angegriffen fand, durfte ich keine solche Pillen mehr nehmen. Er gab mir daher Chinin-Pillen, um, wie es hieß, das Fieber zu stillen.

Nach einer Woche konnte ich dann und wann für kurze Zeit das Bett verlassen und wiederum nach mehreren Tagen auch wohl mal im Garten umhergehen, aber ich fühlte mich immer noch so elend, dass ich ganz gleichgültig gegen das Leben wurde. Als ich nun wieder so ein bisschen herumkrabbeln konnte, sagte der Doktor: Nun sind Sie kuriert. Von der angeblichen Gesundung merkte ich aber nicht viel. Mein damaliges Befinden und meine Stimmung zu beschreiben, dazu bin ich nicht imstande, alle Glieder waren mir wie gelähmt, ich fühlte mich matt und gleichgültig gegen alles. Während meines Aufenthalts bei Herrn Heineken wurde mir die größte Aufmerksamkeit zuteil, ich hatte [82] ein Zimmer, sowie auch einen Bedienten, der mir auf jeden meiner Winke und Wünsche zu Gebote stand, allein für mich. Als sich mein Befinden etwas gebessert hatte, wurde gerade ein englisches Vollschiff „Jakarta“, Captain Ayton, nach Bremen befrachtet, auf welchem ich Passage nahm, weil ich mich noch immer zu schwach fühlte. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte ich auf einem Schiff Dienst genommen um wenigstens meine Passage zu verdienen, denn für diese mussten sechshundert Gulden bezahlt werden.

Ich sollte nun eigentlich eine kleine Beschreibung von Batavia einflechten, aber in den ersten Tagen nahmen mich meine Geschäfte zu sehr in Anspruch, und während und auch nach meiner Krankheit war es mir fast unmöglich, mich viel umzusehen, deshalb will ich nur berichten, wessen ich mich noch erinnern kann.

Die Seeschiffe liegen auf der Reede vor Anker, und werden ihre Ladungen mittels Leichter-Schiffen von oder nach dem Lande befördert. Durch den unteren Teil der Stadt, wo sich der Hauptgeschäftszentrum für überseeische Geschäfte befindet, fließt ein kleiner Fluss, an welchem entlang oder doch in dessen Nähe die Packhäuser der verschiedenen Firmen stehen, in deren Nähe sind Kontore. Die Straßen sind ziemlich breit und die Häuser stehen nicht so gedrängt, wie dies gewöhnlich in europäischen Städten der Fall ist, so dass die Stadt einen großen Flächenraum einnimmt. Die wohlhabenderen Klassen der Bevölkerung sowie

die Kaufleute bewohnen schön eingerichtete Wohnhäuser mit großen Gärten, in welchen die schönsten tropischen Gewächse, von der schlanken Kokospalme bis zu den kleinsten Blumen und Gesträuchen, zu finden sind. Sauber gehaltene, mit Kies bestreute Fußwege durchschneiden die Gärten. Der Lohn für die arbeitende Klasse war damals sehr gering, aber ihre Lebensbedürfnisse waren auch sehr mäßig und leicht zu befriedigen. Die Hauptnahrung der Arbeiter besteht aus Früchten, und diese sind hier so mannigfaltig, dass einen ganzen Monat hindurch zu jeder Mittagmahlzeit ein anderes Dessert von Früchten serviert werden kann; auch mit Kleidern wird kein großer Luxus getrieben, sie sind aus sehr leichtem Stoff gefertigt. In mehreren Teilen der Stadt befinden sich ziemlich große Marktplätze, wo alles Mögliche für den täglichen Bedarf feil geboten und gekauft wird.

Ende März 1855 ging ich an Bord des englischen Schiffes, auf welchem ich als Passagier die Reise nach der Heimat antrat. Zwei Jahre und neun Monate waren seit meiner Abfahrt verflossen, als ich daselbst wieder eintraf; manche angenehme, manche sehr trübe Stunde hatte ich durchmachen müssen, und nun betrat [83] ich krank, bis zum Skelett abgemagert und ohne Schiff den heimatlichen Boden, mit welchen Gefühlen, kann sich wohl ein jeder denken. Die Reise ging ziemlich gut vonstatten, nur meine Gesundheit wollte nicht wiederkehren, ich konnte wohl den Tag über das Bett verlassen, aber wenn ich einmal längs des Decks gegangen war, war ich fast erschöpft. Der Kapitän überließ mir seine Kammer, sein Bett wurde in der Kajüte hergerichtet. Wir hatten einige mal unter starkem Wind zu leiden, am stürmischsten war es in der Nähe des [Kap der Guten Hoffnung](#), welches wir auch nicht zu Gesicht bekamen, da wir ihm wegen der Dunkelheit und regnerischen Luft weit aus dem Wege gingen, denn seit einigen Tagen waren auch keine günstigen Wetterbeobachtung gemacht worden. Bei [St. Helena](#) wurde geankert, und wir nahmen hier einige Fässer Wasser und frisches Gemüse und Fleisch, namentlich einige Säcke voll grüner Wasserkresse an Bord. Diese Kresse mit etwas Salz gegessen, ist ein sicheres Vorbeugungsmittel gegen Skorbut, von welchem man auf langen Reisen leicht heimgesucht wird. Mit dem Kapitän fuhr ich an das Land, und wenn ich nicht so flau und schlecht gefühlt hätte, wäre ich nach dem oberen Teil der Insel gegangen, um Napoleons Wohnung und Grabstätte zu besuchen, den oberen Teil der Wohnung konnte man vom Landungsplatz aus sehen. St. Helena ist ein mehrere hundert Fuß hoher Felsen, der fast überall steil aus dem Meere emporragt, nur an der Westseite kann gelandet werden, an welcher auch beständig von Soldaten Wache gehalten wird. Vom Landungsplatz aus geht ein schräger Weg in östlicher Richtung nach dem oberen Teile der Insel, auf welchem ein Pferd gut hinauf und herunter gehen kann; die beiden Seiten dieses Weges sind ziemlich steil, deshalb ist an der südlichen Seite etwas oberhalb des

Landungsplatzes eine Treppe angebracht, die mehrere hundert Stufen zählt und nach dem oberen Teile der Insel führt, dieses ist die sogenannte Jacobsleiter; sie reicht aber noch lange nicht bis in den Himmel.

Von St. Helena wurde unserer Reise erst durch die Passatwinde und im Englischen Kanal durch westliche Winde und schönes Wetter begünstigt: aber mein Gesundheitszustand wurde nicht besser, sondern kurz nachdem wir St. Helena verlassen hatten, schwollen meine Füße so an, dass ich gleich beim Aufstehen gezwungen war, die Schuhe anzuziehen, da es später nicht mehr möglich gewesen wäre. In Bremerhaven angelangt, fuhr ich mit dem ersten Dampfboot nach Strohausen, wo ich meine Familie und meine Geschwister bei guter Gesundheit antraf. Wie schon früher erwähnt, waren seit meiner Abreise nach [84] San Francisco 2 Jahre und 9 Monate verflossen, und nun kam ich mit zerrütteter Gesundheit und ohne Schiff zu den Meinigen zurück.

Meine erste Sorge war nun, zuerst meine Gesundheit wieder herzustellen. Es wurde alles Mögliche versucht und angewandt, was mir geraten wurde, um die Geschwulst der Füße zu beseitigen, aber leider ohne nennenswerten Erfolg. Durch die gute Pflege, die mir von Seiten der Meinigen zu Teil wurde, fühlte ich mich so ziemlich gestärkt, nur die Extremitäten, nämlich die Arme und Beine, waren noch immer sehr schwach. Eines schönen Nachmittags machte ich einen kleinen Spaziergang in Brake, bei welcher Gelegenheit ich an der Wohnung meines ehemaligen Schlächters, der früher das Fleisch für das Schiff lieferte, vorbeikam. Derselbe redete mich an, indem er sagte: „Donnerwetter, Hayßen, wie siehst Du aus, just als wenn Du schon im Grabe gewesen wärest. Komm mal herein!“ Während er seiner Frau zurief: „Mutter, ist der Kaffee fertig?“ Im Laufe des Gesprächs erkundigte er sich nach meiner Krankheit und nach der Behandlung. Als er nun erfuhr, dass meine Beine noch immer geschwollen waren, sagte er: „Ach wenn's weiter nichts ist, so hast Du weiter nichts zu tun, als die Haut auf den Nägeln der Füße zu lösen und zurück zu schieben, damit die Haut nicht mit den Nägeln fortwächst.“ Dieses hatte er von einem Kapitän erfahren, der auch eine ähnliche Krankheit gehabt hatte.

Nachdem ich diese Operation an meinen Füßen vierzehn Tage fortgesetzt hatte, verlor sich die Geschwulst der Beine und der ganze Körper nahm an Fleisch und Kräften, wenn auch langsam, wieder zu, nur ein schwaches Schmerzgefühl blieb in den Armen und Beinen zurück, das mich in meinen Bewegungen jedoch wenig oder gar nicht hinderte.

Als ich nun wiederhergestellt war, nahm ich einen Viertel-Anteil von dem Schiffe „Hermann“, Schoner-Galliot von ca. 80 Last Größe. Da nun meine Mitreeder in Bremen wohnten und das Schiff unter Bremer Flagge fuhr, musste ich mein Domizil auch im Bremer Gebiet haben, weshalb ich mit meiner Familie zum zweiten Male nach Vegesack zog. Auch die Papiere wegen

Entlassung aus dem Oldenburgischen und Aufnahme in Bremen mussten nochmals dieselbe Prozedur durchmachen wie früher bei meiner ersten Übersiedlung.

Meine erste Reise ging nach Cardiff im Februar 1856. Im Sommer ging es nach Bristol, Harburg etc. Im Herbst 1857 machten wir eine Reise nach Hammerfest in Norwegen, wo die Sonne fast gar nicht schien, dafür ein Nordlicht sichtbar ward, wodurch es ziemlich hell wurde, wie bei uns am hellsten Mondschein. Unsere [85] Ladung bestand aus Stockfischen. Am zehnten Tag nach unserer Abfahrt kam die Sonne ungefähr für eine Stunde über dem Horizont hervor; je weiter wir nach Süden segelten, wurde der Kreis der Sonne über dem Horizont größer, und die Tage wurden natürlich auch länger. Unsere Reise ging nach Venedig, und als wir im Mittelländischen Meer längs der spanischen Küste segelten, empfand man doch unwillkürlich einen großen Kontrast des Klimas zwischen Hammerfest und hier. Dort alles kahl, mit Schnee bedeckt und kalt ohne Sonnenschein, hier dagegen alles grün, warm und die schönsten Wohlgerüche von Blumen schwängerten die Luft, und es herrschte das herrlichste Wetter. Eines schönen Vormittags, wir machten 5—6 Meilen in der Stunde, kamen zwei Walfische in unser Kielwasser, die schließlich so nah am Schiff vorbeingingen, dass man bequem vom Schiff hätte auf sie springen können; sie hatten nahezu die Länge des Schiffes, und obgleich man keine Bewegungen wahrnehmen konnte, kamen sie doch doppelt so schnell vorwärts wie das Schiff. Als in Venedig die Ladung an Land gebracht und das Schiff gereinigt und gesäubert war, nahmen wir eine Ladung Korn (Mais) ein, die für London bestimmt war. Das Schiff wurde gehörig garniert und die Schotten (Bretter mit Stützen) längs des Raumes angebracht, um das Überwerfen der Ladung zu verhindern. Am nächsten Tage, nachdem wir Venedig verlassen hatten, erhob sich eine Bora (heftiger Sturm aus Nordost).

Um nun nicht auf die italienische Küste zu treiben und möglichst wenig Abtrift zu machen, mussten wir so viel Segel führen, als das Schiff nur irgend tragen konnte. Das Schiff arbeitete gewaltig, doch die Ladung wälzte sich immer mehr nach der einen Seite, bis das Wasser an der Leeseite schon auf Deck stand. Unter diesen Umständen konnten wir die Reise nicht fortsetzen, die Ladung musste erst wieder gerade gemacht werden. Um dieses bewerkstelligen zu können, liefen wir nach der leewärts von uns liegenden Insel Trinity a mare [Tremiti auf Isola San Nicola der Inselgruppe Isole Tremiti], in deren Nähe liefen wir hinter einen Küstenfahrer und ankerten. Kaum war der Anker gefallen, als wir auch schon spürten, dass das Schiff auf Grund stieß.

Wir warfen einen Warp-Anker aus und brachten das Schiff in tieferes Wasser, aber leider mussten wir bemerken, dass das Schiff leck geworden war. Unter diesen Umständen konnten und durften wir die Reise nicht fortsetzen ohne vorherige Reparatur. Wir konn-

ten dieselbe auf diesen Inseln nicht vornehmen, denn sie dienen nur als Verbannungsort für Verbrecher, welche von der italienischen Regierung hierher geschickt werden. [86]

Die Hauptinsel dieser Gruppe, auf welche die verbannten Insassen untergebracht sind, ist ähnlich wie St. Helena, ein mehrere hundert Fuß hoher Felsen mit nur einem Landungsplatz an der Westseite, der von Militär bewacht wird und übrigens überall mit Festungswerken versehen. Weil durch Brunnen Trinkwasser nicht zu erhalten ist, waren große Reservoirs für Regenwasser hergerichtet. Die übrigen Inseln sind nicht so felsig, sondern werden beackert und bebaut, es wachsen hier viele Terpentin-Bäume und auch andere Baumarten. Wie schon gesagt, wir konnten hier nicht reparieren, es wurde deshalb per optischem Telegraph nach Neapel an den Bremer Konsul telegraphiert, und dieser schickte einen Agenten, um die bezüglichen und notwendigen Anordnungen zu treffen. Da wir jede Stunde eine gute Weile pumpen mussten, wurde ein italienischer Schoner befrachtet, der die Hälfte unserer Ladung übernahm und dann mit uns in Gemeinschaft nach Brindisi segelte, wo die Reparatur vorgenommen wurde. Während das Schiff unter Reparatur lag und ich im Hotel in einer eisernen Bettstelle schlief, wurde ich eines Nachts aus dem Schlaf gerüttelt, und als ich wach wurde, ging das Schütteln noch einmal los, obgleich sonst niemand im Zimmer war. Ich sprang aus dem Bett und sah aus dem Fenster. Obgleich es dunkel war, konnte ich doch sehen, dass es auf der Straße ganz lebendig war, ebenso unten im Hause. Weil sonst alles still war und ich auch nirgends Feuerschein entdecken konnte, dachte ich, wenn es Gefahr hat, werden sie dich schon wecken, dann legte ich mich wieder ins Bett und schlief auch bald wieder ein. Am andern Morgen erfuhr ich, dass ein Erdbeben stattgefunden hatte. Wie wir später erfuhren, waren infolge des Erdbebens nördlich, an anderen Plätzen, eine Menge Kirchen und Häuser zusammengestürzt und viele andere schwer beschädigt.

Nach beendigter Reparatur des Schiffes wurde die Ladung wieder an Bord genommen, und wir setzten unsere Reise fort. Als wir aus dem Adriatischen Meer kamen, wurde das Wetter wieder sehr stürmisch, hoher Seegang trat ein, und weil wir stark Segeln mussten, um uns von der Küste fernzuhalten, arbeitete das Schiff gewaltig, wobei es wieder leck wurde, so dass die Pumpen fortwährend im Gange gehalten werden mussten. Bei aller Anstrengung nahm das Wasser im Schiff dennoch fortwährend zu, die Pumpen verstopften sich mit Korn, so dass wir dieselben ausheben und mittels langer Stangen reinigen mussten. Wenn dann wieder etwas gepumpt war, verstopften sie sich wieder, und so ging viel Zeit verloren; das Schiff sank immer tiefer, bis das Wasser schon auf Deck kam. Während der Nacht drehte sich [87] der Wind von Südost mehr nördlich, und da wir keinen Hafen erreichen konnten, wurde eine allgemeine Beratung ab-

gehalten und beschlossen, mit unserem Boot das Schiff zu verlassen und am südlichen Teil von Sizilien zu landen. Die wertvollsten unserer Sachen wurden ins Boot gebracht, während das Wasser auf Deck immer höher und höher stieg; es war höchste Zeit, dass wir das Schiff verließen. Das Boot war mit einem Mast und Segel versehen, so dass wir trotz des herrschenden Windes die Küste bald erreichen konnten. Nachdem wir mehrere Stunden gesegelt waren, trafen wir einen Fischer, der uns die Stelle bezeichnete, an der wir landen mussten. Er zeigte auf einen kleinen runden Turm, neben dem sich ein kleiner Fluss in die See ergoss, ein Platz, der nur für Boote zugänglich ist. An der ganzen Süd-Küste von Sizilien ist kein Hafen für große Schiffe, und wenn hier Schiffe Ladung einzunehmen haben, müssen dieselben in offener See möglichst nahe der Küste ankern. Die Ladung wird mit Booten an Bord gebracht. Auf ähnliche Weise erging es auch mir vor mehreren Jahren mit einer Ladung Schwefel, die ich bei [Alicante](#) für Rotterdam einzunehmen hatte.

Als wir nun glücklich an der bezeichneten Stelle gelandet waren, wurden wir von der Strandwache in Empfang genommen, und nun sollten wir uns legitimieren. Weil wir uns aber nicht verständigen konnten und auch keinen Dolmetscher bei uns hatten, so musste erst höhern Orts über uns berichtet werden, weshalb wir inzwischen scharf bewacht wurden, als wenn wir Seeräuber wären. Für die Nacht wurden wir in den oben bezeichneten kleinen Turm eingesperrt bis am nächsten Morgen, wo wir dann per Achse nach [Syracuse](#) befördert wurden, um unsere Aussagen zu machen.

Einige Tage später wurden wir nach [Messina](#) expediert, wo sich die Mannschaft auf andere Schiffe verheuerte und von wo ich mit einem holländischen Dampfboot nach Rotterdam fuhr, das auf seiner Rückreise [Palermo](#) und [Malaga](#) passieren musste. In jedem der beiden Plätze wurde auf einige Tage Halt gemacht, wodurch ich Gelegenheit hatte, mir die beiden Orte näher in Augenschein zu nehmen. In Palermo wurde gerade ein großartiger Karneval abgehalten, wobei aller möglicher Unsinn getrieben wurde. Die Straßen waren voll von Menschen, die mit Nüssen und Zuckerwerk beworfen wurden. Das schönste darunter war ein Kriegsschiff und eine Zitadelle, beides auf Wägen, die, sobald sie sich begegneten und auf Schussweite genähert hatten, aufeinander losbombardierten. Aus den oberen Etagen der in der Nähe sich befindlichen Häuser wurde das Bombardement kräftig unterstützt, bis sich die feindlichen Mächte wieder auf Schussweite entfernt hatten. [88] Krupp'sche Kanonen waren damals noch nicht bekannt; auch keine anderen Kanonen wurden dabei verwendet. Tote und Verwundete gab es dabei auch nicht, denn das Schussmaterial bestand aus Nüssen und Zuckerwerk, über das die liebe Jugend herfiel und sich damit belustigte.

Als der Dampfer seine Ladung eingenommen hatte, fuhren wir nach Malaga und von da nach Rotterdam. Auf dieser Reise war nichts besonderes zu sehen. Als

wir der portugiesischen Küste entlangfahren, nahm der Wind und der Seegang bedeutend zu, wodurch die Fahrt erschwert wurde und nur langsam vorstatten ging. Wir steuerten deshalb nach der Mündung des Tajo [Tejo] zu, um dort Schutz zu suchen. Nachdem wir einige Stunden diesen Kurs verfolgt hatten, nahmen der Wind und der Seegang ihren gewöhnlichen Lauf und wir setzten unseren Weg nördlich fort. In Rotterdam angekommen, hielt ich mich nicht lange auf, sondern fuhr per Post der Heimat zu, wo ich meine Lieben bei guter Gesundheit antraf. Dies war aber bei meiner eigenen Gesundheit nicht der Fall, da ich am ganzen Körper ein furchtbares Reißen hatte, namentlich in den Armen und an den Füßen.

Weil mich nun auf dem Wasser kein besonderes Glück zu begleiten schien, sagte ich dem Schiffswesen Valet und versuchte es, mir auf dem Lande eine sichere Existenz zu gründen, aber auf welche Weise?

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr starb der Müller, der die Elsflether Mühle gepachtet hatte, und dessen Kontrakt nach 1½ Jahren ablief. Da nun die Witwe dem Geschäft allein nicht vorstehen konnte, so bewarb ich mich darum, die Mühle nach Ablauf des Kontraktes zu übernehmen. Die Aussichten waren auch gut, da ich die Genehmigung der Obervormundschaft bereits hatte; es fehlte nur noch die Genehmigung der Regierung, an welche ich eine Applikation auf dem Amte zu Elsfleth gemacht hatte. Ich war der Meinung, dass dieselbe gleich befördert würde, täuschte mich aber gehörig. Da war ein anderer Müller, dessen Pachtzeit zufällig auch ablief, und der nahe Verwandte und Freunde in Elsfleth hatte. Diese hatten es durchgesetzt, dass meine Applikation an die Regierung zurückgehalten und die des Müllers eingereicht wurde. Da dieselbe die Genehmigung erhielt, wurde meine Applikation abgewiesen und mein Plan war vereitelt.

Als der Herbst einzog, war ich doch froh, dass ich die Mühle nicht bekommen hatte, da infolge der damals herrschenden und lang anhaltenden Windstille die Mühle nicht in Bewegung gesetzt werden konnte und die Bäcker sich genötigt sahen, ihr Mehl von Dampfmühlen zu beziehen. [89]

Mein erster Plan wurde zu Wasser. Ich versuchte nun einen anderen Lebensunterhalt zu gründen und wollte das Kunst'sche Hotel mieten. Als ich nach der Miete frug, war dieselbe eine so hohe, dass ich darauf nicht eingehen konnte: zudem würde die Möbeleinrichtung für ein Hotel erster Klasse eine über meine zur Verfügung gestandenen Mitteln gehende Geldauslage erfordert haben. Also wegen Überfluss an Geldmangel konnte ich meinen Plan nicht durchführen. Da nun keine sonstigen Aussichten für mich vorhanden waren, schrieb ich an meinen Bruder in [Thiensville](#), Wisconsin, ob er glaube, dass ich mit der Familie in Amerika mein Fortkommen finden würde. Ich erhielt eine bejahende Antwort und den Rat, Möbel oder Hausgeräte nicht mitzubringen. Da beschlossen wir denn, nach Amerika auszuwandern, die Hausgeräte

wurden verauktioniert und alle Vorkehrungen für die Reise getroffen. Am 18. März 1859 schifften wir uns in Bremerhaven an Bord des Norddeutschen Lloyd-Dampfers „New York“ ein, und am 19. ging's in See mit einer beträchtlichen Anzahl Passagiere, unter welchen wir einige recht angenehme Bekanntschaften machten. Wir reisten in der zweiten Kajüte und hatten eine Schlafkammer für uns und sehr gute Aufwartung und Beköstigung. Die Reise ging gut vorstatten, bis wir sie ungefähr zur Hälfte hinter uns hatten. Ein starker West-Sturm machte sich auf, und hoher Seegang trat ein, das Schiff arbeitete furchtbar, um sich Bahn zu brechen, Bugspriet und Klüverbaum tauchten öfters in die sich auftürmenden Wellen, infolgedessen arbeitete sich der Klüver los und begann im Winde zu flattern. Es wurden drei Mann beordert, das Segel festzumachen; als wir gerade damit beschäftigt waren, tauchte der Klüverbaum und der ganze Bug des Schiffes in eine Welle und die drei Matrosen wurden vom Klüverbaum fortgerissen. Einer von ihnen konnte sich noch am Focksteg festhalten, die zwei anderen aber stürzten ins Wasser und nur einer konnte schwimmend gesehen werden. Die Maschine wurde gleich angehalten und das Schiff arbeitete rückwärts, bis es neben dem schwimmende Matrosen war, der sich an einen Lebensretter hielt, deren mehrere sofort nach dem Unglücksfall über Bord geworfen worden waren. Der Mann war so erschöpft, dass er sich nicht selbst helfen konnte, deshalb sprang einer der Offiziere mit einem Tau ins Wasser, und mit dessen Hülfe wurde der Matrose wieder glücklich an Bord befördert. Das verschluckte Wasser gab er mit Hülfe von viel Brechmitteln wieder von sich, und eine Stunde später war er wieder auf Deck beschäftigt. Der andere Matrose kam nicht wieder an die Oberfläche des Wassers, nur seinen Hut sah man treiben. Nachdem wir einige Zeit [90] gewartet hatten und man nichts von dem Verunglückten entdecken konnte, wurde die Maschine, aber nicht so stark wie vorher, wieder in Bewegung gesetzt und unser Kurs weiter verfolgt. Hätte man die Maschine etwas langsamer arbeiten lassen, als man die Matrosen nach dem Klüver schickte, so hätten wir den Mann nach meiner Ansicht wahrscheinlich nicht verloren.

Infolge des stürmischen Wetters und des überspritzenden Wassers war es auf dem Deck nicht angenehm, die Passagiere hatten sich in die Kajüten zurückgezogen, wo die Zeit mit Musik und allerlei Kurzweil vertrieben wurde. Als die Maschine nun plötzlich wegen der obigen Katastrophe angehalten wurde, lief alles auf Deck, um zu sehen, was die Ursache war. Als man nun erfuhr, dass ein Mann verloren sei, war die frohe Laune geflohen, die Musik verstummte, und jeder gab sich seinen Gedanken und Betrachtungen darüber hin. Die Reise verlief ohne weitere Widerwärtigkeiten, nur die kalte Luft, die uns in der Nähe der Neufundland-Bänke entgegenblies, war höchst unangenehm, das Thermometer fiel beinahe bis zum Gefrierpunkt. Die Luft war ziemlich neblig, jedoch konnte man immer-

hin noch ungefähr eine Englische Meile weit sehen. Hier bekamen wir auch einige Eisberge zu Gesicht, welche wohl hauptsächlich die Schuld daran trugen, dass die Luft so kalt wurde. Glücklicherweise war es heller Tag, als wir die Eisberge sahen, bei Nacht hätten die alten weißen Gesellen wohl eklig werden können, wenn das Schiff mit ihnen zusammengeraunt wäre. In New York angekommen, blieben wir einige Tage im Hotel, weil meine Frau dringend der Erholung bedurfte, wir benutzten die Zeit, um einige Besuche bei alten Bekannten und Landsleuten zu machen. Am Donnerstag, nachmittags 5 Uhr, fuhren wir per Eisenbahn von New York ab und am Sonnabend, mittags 1 Uhr, saßen wir im „Republican House“ in Milwaukee an der Mittagstafel. Nach zweitägigem Aufenthalt mieteten wir einen Wagen, der uns nach Thiensville brachte, wo wir bei meinem Bruder freundlichste Aufnahme fanden.

Es war Anfangs April, als wir dort anlangten, die Wege waren damals noch erbärmlich schlecht, wir wurden nicht schlecht durchgeschüttelt, und manchmal mussten wir befürchten, ganz steckenzubleiben. Nachdem wir uns wieder recht erholt hatten, wurde der leerstehende „Store“ von H. Thien gemietet, wo wir Groceries, Drygoods usw. zu verkaufen hatten und nebenbei auch einen „Saloon“ hielten. Wir verkauften sehr viel Bier, denn wir machten uns die Arbeit, das Bier auf Flaschen zu ziehen, wodurch es sich bedeutend besser hielt und jeder Verlust [91] vermieden wurde. Nachdem wir sechs Wochen in Thiensville gewesen, wurde unser jüngster Sohn geboren. Meine ältesten Kinder bestanden darauf, dass der Junge auch getauft werden sollte, weil sie alle nach vaterländischem Gebrauch auch getauft worden waren. Da nun kein Pastor in der Nähe war, mussten wir warten, bis gelegentlich der Pastor Diederichsen von Milwaukee kam, der in der Nähe Verwandte hatte, die er hin und wieder besuchte. Bei solchen Gelegenheiten taufte er die Kinder, hielt Grabreden, schmiedete Hymens Fesseln, kurz, er verrichtete alles, was in sein Fach als Pastor passte. So kam denn eines Tages gegen Mittag seine jüngere Schwägerin angelaufen und meldete, dass Herr D. bei ihnen wäre und dass er nachmittags wieder nach Milwaukee zurückreise, wenn wir also taufen lassen wollten, so würde Herr Diederichsen bei uns vorsprechen und die Taufe vollziehen.

Natürlich benutzten wir die Gelegenheit und teilten dem Mädchen mit, dass wir am Nachmittag Herrn D. erwarteten. Um es nun recht feierlich zu machen, musste schnell noch etwas gebacken und gekocht werden, darf ja ein guter Kaffee bei einer Kindstaufe auch nicht fehlen. Mein Bruder Heinrich und Herr H. Thien wurden als Taufpaten herbeigezogen, und der Junge erhielt bei der Taufe den Namen Friedrich Heinrich. Nach der Taufe wurde eine gute Tasse Kaffee nebst Zubehör verzehrt; es dauerte aber nicht lange, als der Pastor auf seine Uhr sah und erklärte, er müsse aufbrechen, um nach Milwaukee zu kommen. Bei sei-

nem Abschiede gab ich ihm sein Geld, er wollte es aber durchaus nicht annehmen, indem er mir entgegnete, dass ihm Kaffee lieber sei als Geld. Ich kam natürlich seinem Wunsche nach und gab ihm das Geannte. Es war dies ein Beweis, dass ihm der Kaffee bei uns geschmeckt hatte.

Im Herbst 1859 spielte sich eine traurige Szene in der Nähe unseres Stores ab, die ich hier erzählen will. Mein nächster Nachbar war Holzschuhmacher und Schlächter. Eines Tages ging er aus, um zu schlachten. Während seiner Abwesenheit kam der Müller zu des Schlächters Frau, um sie zu besuchen. Der Zufall wollte, dass ihr Mann noch etwas vergessen hatte und eilte nochmals nach Hause. Hier angelangt, sah er den Müller bei seiner Frau. Was vorgefallen, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Aber zwischen 10 und 11 Uhr abends stellte sich der Müller vor das Haus des Schlächters und führte höchst unanständige Reden; schließlich forderte er den Schlächter, der eben an seiner Türe stand, auf, herauszukommen. Dieser dagegen lud den Müller ein, zu ihm zu kommen. Da aber von beiden Seiten den Einladungen nicht Folge geleistet wurde, hob der Müller einige Steine auf und warf [92] nach dem Schlächter, glücklicherweise ohne zu treffen. Endlich riss demselben die Geduld; er kehrte in sein Haus zurück, aber kam bald wieder heraus. In wildem Zorn stürzte er auf den Müller los und eilte dann wieder dem Hause zu. Ich sah den Müller zusammensinken und eilte deshalb gleich nach der Unglücksstätte und führte den Mann bis an mein Haus, wo er sich auf der Türschwelle niedersetzte. Eine genaue Untersuchung, die ich anstellte, ergab, dass derselbe eine 5 Zoll lange Wunde am Unterleib erhalten hatte, aus der die Gedärme heraushingen. Allgemeine Aufregung verbreitete sich, wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch den ganzen Ort. Der Schlächter war vor der Hand nicht zu finden. Der Müller wurde nach der Mühle getragen, wo der Doktor die Wunden näher untersuchte, er fand, dass mehrere Gedärme, darunter auch der Mastdarm, durchschnitten waren.

Alles war auf den Beinen, um den Täter zu finden, aber ohne Erfolg. Eine gute Stunde kam der Schlächter in ein uns gegenüberliegendes Haus, der Sheriff, der mittlerweile angekommen war, nahm ihn in Empfang, fesselte ihn und führte ihn in das nahe gelegene Wirtshaus, wo er die Nacht unter Wache bleiben musste. Es wurde eine Jury berufen, die am nächsten Morgen zusammentrat; um 10 Uhr kam die Nachricht, dass der Müller gestorben sei, worauf die Jury sich vertagte und der Schlächter durch den Sheriff nach [Port Washington](#) expediert wurde, um in der nächsten Gerichtssitzung seinen Prozess zu bestehen. Kurze Zeit darauf besuchte uns unser Neffe A. Krieger aus [Kiel](#), Wis., er riet mir, ich solle dorthin kommen und mich ankaufen; denn es sei ein neuer Platz, eine Sägemühle sei bereits errichtet und im nächsten Sommer solle auch eine Mahlmühle gebaut werden. Während des Winters ging ich dorthin und war auch bald mit dem Ankauf im

Reinen. Im Frühjahr, sobald es die Witterung erlaubte, ging ich mit Theo. Mohrhäusen nach [Town Schleswig](#), um das Gebäude für Store und Wohnung aufzurichten. Wir hatten das Gebäude kaum stehen, da kam der Sheriff von Port Washington, und wir, der Zimmermann und ich, wurden aufgefordert, in dem oben erwähnten Prozess als Zeugen zu erscheinen. Am Tage vor der Gerichtssitzung machten wir uns auf die Socken und wanderten um halb 7 Uhr morgens von Kiel unserem Bestimmungsort zu. Es war ein schlimmer Weg, jedes Fuhrwerk, das wir antrafen, kam uns entgegen, keines machte denselben Weg wie wir, und so konnten wir auch nicht einmal eine Meile fahren. Gegen 2—3 Uhr nachmittags kamen wir bei dem Deutschen, Janssen, an, bei welchem wir uns ein Mittagessen geben ließen. [93]

Wir hatten noch zehn Meilen vor uns, und eigentlich wollten wir hier übernachten, aber das Essen und die kurze Ruhe hatte uns wieder etwas gestärkt, das schöne Wetter lockte auch, so dass wir uns entschlossen, noch die letzten zehn Meilen zu laufen. Also wir stiefelten los, aber es ging nicht mehr so gut wie am Morgen, und nach ungefähr 2 Stunden ward es auch schon dunkel; die holperigen Wege machten uns den Rest des Weges wirklich sehr sauer, so dass wir erst um halb 10 Uhr abends in unserem Standquartier bei Herrn Schröling ankamen. Obgleich wir etwas müde waren, so freuten wir uns doch, dass wir die fünfzig Meilen hinter uns hatten, denn wir trafen hier gleich angenehme Gesellschaft. Nachdem wir unseren Durst mit einem Glase Bier gestillt hatten, wurde mein Reisebegleiter ganz weiß und gähnte, er erklärte, er müsse zu Bette, weil er sich unwohl fühle; hierzu hatte der Tabaksrauch und Qualm im Zimmer auch wohl viel beigetragen. Nachdem ich ihn in seine Kammer gebracht und ins Bett gepackt hatte, ging ich wieder in die Gaststube, in welcher nur einige gute Bekannte und Freunde zurückgeblieben waren. Da ich eine starke Hitze in den Füßen spürte, bat ich Herrn Schröling um einen halben Eimer Wasser; erstaunt fragte er mich, was ich damit wolle. Als ich ihm sagte, dass ich die Füße in das Wasser stellen wollte, wurde auch gleich dafür gesorgt, und während ich mit den Füßen im Wasser dasaß, wurden alle möglichen Geschichten und Anekdoten aufgetischt, und während der Unterhaltung, die noch ein paar Stunden dauerte, wurden auch noch einige Glas Grog vertilgt. Als sich um halb ein Uhr mein Bett aufsuchte, fiel ich bald in einen recht angenehmen Schlaf, und erst als die Sonne schon hoch am Himmel stand, wachte ich auf. Als ich aufgestanden war, fühlte ich ganz kreuzfiedel und munter. Wir mussten drei Tage warten, bis wir als Zeugen aufgerufen wurden; die Zeit jedoch wurde uns nicht sehr lang, denn wenn sonst keine Unterhaltung war, amüsierte uns der Tiroler Seppel mit Gesang und Spiel. Als der Prozess mit dem Schlächter beendet war, gab die Jury ihr Urteil auf „Nicht schuldig“ ab, und der Schlächter wurde auf freien Fuß gesetzt. Als wir von der Court entlassen

waren, reisten wir nach Thiensville und trafen Vorkehrungen, um mit Familie und Pack und Sack nach der neuen Heimat zu übersiedeln. Unsere ganze Karawane bestand aus acht Wagen, denn den größten Teil der Storewaren nahmen wir mit, um so bald als möglich wieder ins Geschäft zu kommen. Wir wohnten die ersten Wochen bei A. Krieger, nahe Kiel, bis unser Haus zum Einziehen fertig war, dann richteten wir uns so häuslich ein, wie es die Umstände mit sich brachten. [94]

Die Bauplätze waren noch fast im Naturzustand, so dass wir Bäume und Gesträuch erst wegräumen mussten, ehe wir mit dem Bau beginnen konnten.

Die Mahlmühle wurde auch schon gebaut, und als diese aufgerichtet wurde, bekam unser Ort den Namen „[Rockville](#)“, weil der Damm, an welchem die Mühlen gebaut waren, aus Felsen (Rocks) bestand und 5 bis 6 Fuß hoch war. Der Damm wurde um das Doppelte aufgebaut, um mehr Fall des Wassers zu bekommen.

Im nächsten Jahre wurden auch schon ein Schulhaus und einige andere Gebäude errichtet. Unser Geschäft ging leidlich, nur das Borgsystem wurde zu sehr gemissbraucht, wodurch mancher Schaden für uns entstand. Unsere Waren mussten wir von und über [Sheboygan](#) beziehen, was manchmal mit großen Kosten und Zeitverlust verbunden war.

So hatte ich eines Tages einem Farmer den Auftrag gegeben, mir von Sheboygan verschiedene Waren mitzubringen. Nachmittags, ich war im Garten beschäftigt, sah ich zu meiner großen Verwunderung, dass mein Farmer schon wieder zurückkommt und dass seine Pferde in Schweiß gebadet sind. Als ich ihm im Hause entgegengehe und ihn verwundert und lachend begrüße, dass er schon wieder da ist, sieht er mich sehr ernst an und sagt: „Lache man nicht, die Indianer machen Aufruhr; alles was ihnen vorkommt, wird niedergebrannt, die Menschen gemordet, die Städte und Hauptplätze stehen in Flammen und alle Einwohner sind gemordet. Deine Sachen habe ich einige Meilen außerhalb Sheboygan bei Schweihofen abgesetzt, um schneller fahren zu können.“ Nun gab es Aufruhr in unserem Ort. Mein Farmer fuhr im Galopp seiner Heimat zu und eine halbe Stunde später kam ein irischer Farmer zu Pferde; er brachte eine ganz ähnliche Nachricht und sprengte weiter. Nun wurde die Aufregung immer größer, und in jedem Haushalt wurde das wertvollste eingepackt; was nicht mitgenommen werden konnte, wurde auf bestmögliche Weise versteckt. Selbst unser Brunnen, dessen Grund aus Felsen bestand und dessen Wasser nur im Bohrloch stand, wurde von uns und einigen Nachbarn als Versteck benutzt; Silber- und Leinenzeug und dergleichen wurden in ihm versenkt, in unserem Tanzsaal hatten wir Erbsenstroh liegen, unter welchem zwei Barrel Whisky versteckt wurden; die Fenster wurden zugenagelt, damit sie nicht von außen geöffnet werden konnten. Die Idee, auf diese Weise den Whisky zu schützen, kam mir am nächsten Tage recht lächerlich vor. Als wir nun nach Gutdünken alle möglichen Vorkehrungen getroffen hatten und mal

umhersahen, waren unsere Nachbarn [95] sämtlich ausgeflogen, wir wussten nicht, wohin. Meine Absicht war, nicht eher zu fliehen, als bis wir die Indianer kommen hörten, und uns dann irgendwo in einem dichten Busch zu verbergen. Eine Farmerfrau mit ihrem Sohn, die eine Meile entfernt wohnte, hatte sich zu uns geflüchtet. Gegen Abend, als das Vieh nach Hause kam und einige Mal brüllte, wurden unsere älteren Kinder auch unruhig und sagten: „Nun sind wir die ersten, die geschlachtet werden.“ Das Vieh, namentlich die Ochsen, zeigen bekanntlich gegen die Indianer eine große Abneigung, und wegen des Brüllens bekamen unsere Kinder auch Angst. Auf Zureden meiner Frau, den Kindern zu willfahren, beschlossen wir, auch auszuwandern und uns nach Kiel zu wenden, wohin sich die meisten Flüchtlinge gewendet hatten; sie hatten, beiläufig gesagt, dort auch schon im Begriff gestanden, eine Knüppelgarde zu organisieren, bei welcher die Trommel und die Pfeife die Hauptsache waren.

Um nun unser jüngstes Kind, das ganz ruhig schlief, mit fortzubringen, holte ich den Schiebkarren, worauf wir es betteten, das übrige Personal wurde mit kleinen Bündeln versehen, und so marschierten wir, ich mit dem Schiebkarren, der Plankroad zu, die eine Meile entfernt war. Alle Häuser, die wir sehen konnten, waren von ihren Bewohnern verlassen, denn nirgends war Licht zu sehen. An der Plankroad angekommen, setzte ich meinen Schiebkarren hin und sagte: „So, weiter gehe ich nicht“, denn bis Kiel hatten wir noch 1½ Meile. Wir schickten die zwei ältesten Kinder nach Kiel, um zu erfahren, wie sich die Sache verhielt, denn ich konnte noch immer nicht recht an die ganze Geschichte glauben. Nachdem wir hier eine Stunde oder vielleicht etwas mehr kampiert hatten, hörte ich meinen Namen rufen. Es war ein alter Mann, der hier in der Nähe wohnte; er sagte uns, dass wir nur ruhig wieder nach Hause gehen sollten, der ganze Lärm sei ein großer Humbug. Ich drehte meinen Karren um, und wir wanderten wieder nach der Heimat zurück. Als wir vor unserem Hause ankamen, kam uns von der entgegengesetzten Seite ein ganzer Trupp Männer, mit Heugabeln, Äxten und dergleichen bewaffnet, entgegen, die bei uns einkehrten. Auf den überstandenen Schreck und zum Lohne für bewiesene Tapferkeit mussten natürlich einige Tropfen zur Stärkung hinter die Binde gegossen werden. In derselben Nacht kamen einige der Entflohenen zurück, und andern Tages kam auch die übrige Nachbarschaft nach und nach wieder angezogen. Die Sachen in dem Brunnen wurden wieder hervorgeholt und alles wieder an seinen Platz und in Ordnung gebracht. [96]

Für längere Zeit ließen sich keine Indianer mehr sehen. Einige Tage vor diesem Auflauf waren mehrere Rothäute mit gefärbten Gesichtern in nördlicher Richtung durch unser Dorf geritten, sie schwangen mitunter ihre Waffen und Messer und stießen dabei ein eigentümliches Geschrei aus. Wahrscheinlich war dieser Umstand daran Schuld, dass der Nachricht von dem Indianeraufbruch Glauben geschenkt wurde und alle die

Flucht ergriffen, um ja nicht gemordet oder ausgeplündert zu werden. Wir wussten wohl, dass im nördlichen Teil des Staates ein großes Campmeeting von den Indianern abgehalten wurde, und diese Versammlung war auch der Grund, dass die Indianer öfters Rockville passierten. Wie es möglich war, dass dieser Indianerschrecken, der sich von Green Bay bis Milwaukee erstreckte, an einem und demselben Tag in Szene gesetzt werden konnte, ist bisher noch ein Rätsel; denn kein Mensch kann es sich erklären, wie diese Nachricht in so kurzer Zeit allgemein verbreitet werden konnte.

Nachdem wir nun zehn Jahre in Rockville verlebt hatten, verkaufte ich mein ganzes Eigentum an W. Zillmann und kaufte in [Chilton](#) vierzig Acker Land, auf welchen wir die Landwirtschaft betrieben. Anfangs hatten wir ca. 12 Acker, die kultiviert werden konnten, nach und nach klärten wir das übrige Land bis auf ungefähr 8 Acker Busch. Weil nur ein kleines Wohnhaus auf dem Lande war, wurde zuerst ein kleiner Stall gebaut, um das Vieh unter Dach bringen zu können, später wurde eine Scheune, mit Viehstall darunter, gebaut, in welcher auch eine Fruchtkammer angebracht wurde.

Als meine Söhne nun größer wurden und ich mich einer nach dem anderen verließen, musste ich Hülfe heuern, weil ich allein die Arbeit auf der Farm nicht ausführen konnte. In Folge dessen bezahlte sich unser kleines Stück Land nicht, weil der Lohn für einen Arbeiter zu hoch war; deshalb beschlossen wir, sobald sich ein Käufer finden würde zu verkaufen. Nach einiger Zeit bot sich ein Käufer an, und wir wurden auch bald handelseinig, und da ich mir bis zur Übergabe des Gutes einige Zeit vorbehielt, so wurden Anzeigen erlassen, dass wir sämtliches Vieh, Haus- und Acker-Gerät öffentlich versteigern lassen wollten; die Auktion fand denn auch am bestimmten Tag statt. Inzwischen hatten wir unsere Kinder von unserem Vorgehen benachrichtigt und umgehend erhielten wir, nämlich meine Frau und ich, von unserer Tochter Martha und ihrem Mann R. Wegener in [Alexandria](#), Minn., die Einladung, dorthin zu kommen und bei ihnen zu bleiben. Wir entschlossen uns, dies Anerbieten zu akzeptieren; einige Möbel [97] und Betten wurden gut verpackt und per Fracht nach oben erwähntem Platz mit der Eisenbahn abgeschickt. Meine Frau und ich besuchten noch erst vor unserer Abreise nach Alexandria unseren Sohn in Bryant, unweit [Antigo](#), Wis.; dann noch andere Verwandte und Freunde längs der Eisenbahn nach [Milwaukee](#), womit eine Woche verstrich.

Von Milwaukee reisten wir um Mittag ab, fuhren die Nacht durch, waren am andern Morgen in [St. Paul](#), wo wir die Cars wechseln mussten, und kamen am Nachmittag in Alexandria an, wo wir all die Unsrigen wohl und gesund vorfanden. Unsere Sachen, die wir per Bahn schon früher abgeschickt hatten, waren von unserem Schwiegersohn schon am Depot abgeholt, und fanden wir alles in bester Ordnung. Zuerst blieben wir einige Wochen bei Wegener im Hause, bis ein Haus, welches er in der Stadt gekauft und welches er

auf einen Bauplatz unweit der Brauerei hatte schaffen lassen, etwas umgeändert und ganz repariert worden war. Dieses Haus war früher ein Hotel gewesen, und darnach zu schließen, war für uns an Räumlichkeit kein Mangel. Als die Reparatur beendet und die Zimmer neu tapeziert und gemalt waren, zogen wir beiden Alten ein und machten es uns so gemütlich, wie wir es nur wünschen konnten. Das ganze, zum Hause gehörige Land wurde gepflegt, und nun hatten wir auch einen Garten, in welchem wir alle Sorten von Vegetabilien zogen, die alle ziemlich gut gediehen. Das obere Stockwerk hatte vier Zimmer, die teilweise als Lagerplätze von Mehl, Wurst, Speck, Schinken, Viehfutter und dgl. benutzt wurden. Der Keller wurde für Kartoffeln, Rüben und sonstige Sachen, die dahin gehörten, gebraucht. Was von diesen Sachen für die Brauer gebraucht wurde, musste geholt werden.

Der vormalige Vormann der Brauerei bezog das eine Zimmer, welches oben nach der Südseite lag; der jetzige Vormann hatte für seine Familie eine Wohnung uns gegenüber gemietet. Weil Wegener auf der Reise nach Deutschland war, hatte er für die Zeit seiner Abwesenheit einen Clerk, der das obige Zimmer in Gebrauch hatte. Der Stall mit Vieh, Enten und Hühnern stand neben unserm Garten, und die Pflege des Geflügels übernahm ich. Im Sommer ist ein „Slough“ (Wasserloch) hinter unserem Garten und Stall, auf welchem sich die Enten amüsieren, und in einem kleinen Stall am Wasser legen und brüten sie. Während ich dieses niederschreibe, ist alles zugefroren und einige Fuß hoch mit Schnee bedeckt, denn wir sind im Februar 1888. Wo wir uns sonst in der Brauerei oder im Hause von Wegener nützlich machen können, sind wir dabei, [98] denn, wenn Wegener oftmals verreisen muss, verseehe ich die Geschäfte in der Office, auch kommen oft so kleine Arbeiten vor, die ich auch gern übernehme, so weit es in meiner Möglichkeit ist. Dass wir Alexandria als unseren Ruheplatz gewählt, dafür ist die schöne Lage der Stadt die Ursache. Alexandria ist an zwei Seen gelegen, die von prächtigen Farmen umgeben sind, außerdem befinden sich noch eine Anzahl von Seen, die alle von verschiedenen Sorten von Fischen wimmeln, in nächster Nähe. Drei Meilen östlich von der Stadt befindet sich ein großes Hotel an der [Beach Geneva](#), welches vor 5—6 Jahren gebaut wurde und das in jedem Sommer von Sommerfrischlern überfüllt ist. Viele Besucher müssen sogar wegen Mangel an Platz wieder abgewiesen werden.

Es wird jetzt davon gesprochen, dass ein ähnliches großes Hotel [zwischen den Seen L'homme dieu, Carlos und Darling](#) gebaut werden soll, ungefähr vier Meilen von der Stadt entfernt. Die Lage ist ebenfalls sehr schön, augenblicklich aber ist dort noch alles Wald.

Ob wir hier unser Leben beschließen werden, ist noch eine Frage der Zeit, sehr viel ist nicht mehr zu erwarten, obgleich unser Gesundheitszustand, d. h. der meinige und der meiner Frau, noch so leidlich ist. Am 21. Januar 1888 haben wir unseren 47. Hochzeitstag

gefeiert, also noch drei Jahre, dann könnten wir unsere Goldene Hochzeit feiern.

Hier bei der Brauerei hat Wegener ein Dampfbadhaus bauen lassen, das mit Wasser und Dampf vom Maschinenraum aus versorgt wird. Dieses Bad wird von uns, sowie auch Wegener's Familie fast jede Woche einmal benutzt und steht unter meiner Aufsicht. Auch kommen hier und da Einwohner und auch Auswärtige, die ein Dampfbad nehmen, wofür diese dann fünfzig Cents bezahlen müssen.

Nun ich einmal doch bei der Baderei bin, so will ich versuchen, mein Glaubensbekenntnis in Bezug auf das Wasser mitzuteilen, denn ich habe einige Erfahrungen gesammelt, und wer sich meiner Meinung nicht anschließen will oder kann, der mag es bleiben lassen. Mehrfach bin ich schon ausgelacht worden, ich habe auch hören müssen: „De Ole is 'n Narr mit sin Water“, doch das schadet nicht, denn ich bin davon überzeugt und weiß bestimmt, dass ich das Quecksilber, welches ich in Batavia habe verschlucken müssen, einzig und allein durch rationelle Anwendung des Wassers wieder aus meinem Körper getrieben habe, eine Kur, die mehrere Jahre in Anspruch nahm. Ich muss es ebenfalls dieser Wasserkur [99] verdanken, dass ich von dieser Zeit an mit Rheumatismus oder Podagra nicht mehr belästigt bin. Als mir mein Schwager A. Büsing in Delmenhorst zuerst die Wasserkur empfahl, lachte ich ihn aus, wie jetzt vielleicht manche Hunderte über mich lachen werden.

Mein Schwager war früher Apotheker und litt an Asthma (Brustleiden). Als ich auf meinem ersten Schiffe fuhr, besuchte ich ihn einmal im Frühjahr. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, dass er sich morgens im Bette in wollene Decken einhüllte, dann ein oder zwei Glas Wasser trank, bis ihn der Schweiß aus dem Bette trieb. Dann stellte er sich in einen Waschzuber, ließ an einem Fässchen, das mit Wasser gefüllt war, dessen Inhalt vermittelst des Krahnens, der an demselben angebracht, über seinen Körper laufen, wobei derselbe ordentlich gerieben wurde. Nachdem dies beendet zog er sich an und lief mehrere Male im Garten auf und ab. Ich sagte zu ihm: „Mensch, du bringst dich ja um! Erst die Hitze und dann das kalte Wasser, das ist ja gegen alle Natur, das ist ja eine Pferdekur usw.“ Aber er entgegnete mir, ich soll mir einmal die Bücher besichtigen, die über das Wasser und dessen Heilkraft handeln, und gab mir welche zu lesen. Ich war der festen Meinung, dass er das schon begonnene Frühjahr nicht überleben werde, und mit diesem trüben Gedanken nahm ich von ihm darauf schweren Abschied.

Doch es war große Täuschung. Denn während meiner Reise, die ich im Sommer des gleichen Jahres machte, erhielt ich in den Briefen nie eine diesbezügliche Nachricht.

Im darauffolgenden Herbst kam ich wieder nach Hause; da ich Geschäfte halber nach Bremen gehen musste, reiste ich über Delmenhorst, um meinen Schwager und die Seinigen zu besuchen. Aber welch

ein Unterschied seit dem verfloßenen Frühjahr, mein Schwager besorgte den Laden, arbeitete im Garten usw. Mit einem Worte, er hatte sich ganz verändert. Ich bat ihn, mir die oben erwähnten Bücher mitzugeben, was er auch gerne tat. Als ich dieselben gelesen hatte, musste ich unwillkürlich über deren Inhalt nachdenken, denn [Rausse](#), der Herausgeber dieser Werke, schreibt so populär, klar und deutlich, dass man bei einigem Nachdenken zu der Erkenntnis gelangt, dass seine Methode naturgemäß ist. Gerade weil Rausses Werk jedermann verständlich ist, habe ich so großes Vertrauen darauf gesetzt, während die medizinische Heilkunde immer auf geheimnisvollen Wegen geht und das Publikum in dem Glauben lässt, durch diese geheimen Mittel die Gesundheit wiederzuerlangen. Jedes Atom Gift ist für den menschlichen Körper nachteilig. Wie oft werden in Schriften und Zeitungen Warnungen erlassen, wie z. B. vor grünen Tapeten, vor dem abreißen [100] der Nähfäden mit den Zähnen usw., wodurch Vergiftungen entstehen können. Nun möchte ich fragen, wie es möglich sein kann, dass ein Kranker, der das Gift grammweise einnehmen muss, gesund werden kann, da die meisten Medikamente mehr oder weniger Gift enthalten. Nimmt ein Mensch Gift, so wird er krank, und wenn die Dosis etwas groß ist, so stirbt er.

Ich will noch einige Beispiele von Kuren anführen, die nach meiner Überzeugung nur durch Anwendung des Wassers, ohne irgend nachteilige Folgen nach sich zu ziehen, so glücklich ausliefen. Als unsere Tochter Martha 11—12 Jahre alt war, ging sie in den Sommer-Schulferien zu einem Onkel in Rodenkirchen; einige Tage vor dem Wiederanfang der Schule ging ich nach Rodenkirchen, und als ich nach dem Befinden der Kinder (es waren zwei dort.) fragte, meinte der Onkel, dass Martha wohl krank werden könne, denn sie fühle nicht gut. Nachdem ich sie aufgesucht und gesehen hatte, hielt ich es für das Beste, die Kinder mit nach Vegesack, unserem Wohnort, zu nehmen. Bei schönem Wetter fuhren wir nachmittags per Dampfboot dahin. Am nächsten Tag stellte sich bei Martha Fieber ein, welches so stark wurde, dass sie phantasierte, eine große Hitze hatte sich eingestellt. Meine Frau machte den Vorschlag, den Doktor holen zu lassen, ich sagte: „Nein, gibt mir nur ein Betttuch und wollene Decken.“ Auf ihre Frage, was ich damit wolle, sagte ich, dass ich das Mädchen in ein nasses Tuch einpacken werde. Meine Frau konnte das gar nicht begreifen und sagte: „Wenn du das bei dieser Hitze tust, bringst du das Kind um.“ Auf mein Zureden ging sie zum Schrank und übergab mir ein Betttuch, wobei ihr die Tränen über die Augen liefen und sagte: „Wenn das gut geht, dann geht mehr gut.“ Ich legte die Decken zuerst aufs Bett, dann warf ich Laken in einen Eimer kalten Wassers, rang es wieder aus und breitete es über die Decken aus; inzwischen hatte meine Frau das Mädchen völlig ausgezogen, es wurde in das nasse Tuch gelegt und vollständig in dasselbe eingehüllt und mit all den wollenen Decken umwickelt. Als es in das

Tuch gelegt wurde, sagte es: „Ach, das ist so kalt.“ Sobald sie zugedeckt war, lag sie ruhig, und keine zehn Minuten nachher verfiel sie in einen ruhigen Schlaf, und die Röte im Gesicht schwand immer mehr. Nach ein und einer halben Stunde wurde es wach und bat: „Ach, Vater, lass mich heraus, ich bin so heiß, ich kann es nicht länger aushalten.“

Die Röte hatte wohl nachgelassen, aber der Schweiß war noch nicht ausgebrochen, daher nahm ich ein zweites Tuch und machte die gleiche Prozedur noch einmal, worauf das Mädchen bald wieder [101] einschlieft. Nach einer halben Stunde stellte sich der Schweiß ein, nach einer weiteren halben Stunde erwachte es wieder und rief: „Vater, lass mich heraus, der Schweiß läuft mir an allen Gliedern herunter.“

Während ihres Schlafes hatte ich einen Waschzuber, halb mit Wasser gefüllt, hereingeholt, und nun sagte ich dem Mädchen: „Komm' nur her“, dann hob ich es aus dem Bett, warf das nasse Tuch beiseite und setzte das Mädchen ins Wasser, in welchem sie gut abgerieben wurde, dann wurde es abgeknetet und ihm reine Wäsche angezogen, mit dieser wieder ins Bett gelegt; in der Nacht schlief sie ruhig.

Einige Tage nach dieser Prozedur hielten wir sie noch zu Hause, sie wurde noch einige Mal gebadet und gewaschen, und dann ging sie wieder zur Schule so frisch und gesund wie früher. Nicht die geringsten nachteiligen Folgen stellten sich ein, auch war es recht angenehm, dass weder große noch kleine Rechnungen vom Doktor und Apotheker kamen.

Als ich das letzte Jahr vor meiner Übersiedelung nach Amerika in Deutschland meine Existenz an Land suchen wollte, weil ich das Seeleben satt hatte und ich auch andernteils oft von Zucken und Reißen in den Gliedern, namentlich in den Armen und Beinen, belästigt wurde, fing ich an, an jedem Morgen, wenn ich aus dem Bette stieg, den ganzen Körper in einem Waschgefäß stehend, mittelst eines groben Sackes, der in kaltes Wasser getaucht war, abzutreiben; ich lebte dabei ganz diät und trank auch öfter Wasser.

Nachdem ich zwei Monate dieses Verfahren eingehalten, kam die Quecksilbergrube in meinem Körper in Tätigkeit, Geschwüre bildeten sich, mittels welcher sich der Körper des Giftes entledigte. Zuerst fing es am Daumen der rechten Hand an, der viermal so dick wurde, als er vorher war, ich legte bloß nasse Umschläge auf, und wenn die Hitze zu stark wurde, steckte ich die ganze Hand in einen Eimer kalten Wassers. Eines Abends wurde ein kleiner gelber Fleck sichtbar, den ich mit einer Nadel etwas öffnete, denn ich konnte es vor Schmerz nicht länger aushalten. Etwas Linderung trat ein, ich bewickelte die Hand mit nassen Umschlägen und hüllte diese in wollenes Zeug ein, legte mich ins Bett und fiel bald in einen tiefen Schlaf; denn die letzten drei Tage und Nächte war mir der Schlaf wegen der großen Schmerzen völlig versagt gewesen. Am anderen Morgen war der Daumen bedeutend dünner und das Tuch war voller Eiter. Ich

blieb bei den nassen Umschlägen, und nach einer Woche war der Finger wieder hergestellt: auch das unheimliche Gefühl war aus dem Arm verschwunden, und konnte jede Bewegung ungehindert machen. [102]

Einige Tage später ging derselbe Spektakel mit den Füßen los, und zwar an beiden Füßen zu gleicher Zeit. Namentlich die Ballen der Zehen und dann diese selbst mussten zu der Giftentleerung beitragen. Nachdem diese Geschwüre nun durch reines kaltes Wasser geheilt waren, war auch der Schmerz aus den Gliedern verschwunden. Seitdem sind jetzt dreißig Jahre an mir vorübergegangen, und wenn ich über Schmerzen in den Gliedern klagen wollte, müsste ich die Unwahrheit sagen.

Um noch einige Beispiele vorzuführen, will ich eines Armbruchs erwähnen. Nachdem ich wohl ein Jahr oder etwas mehr in Rockville gewohnt, kam eines abends J. Harbrecht mit Frau und Sohn zu mir und sagte: „Mien Jung het den Arm braken, den musst du verbinden.“ Ich erwiderte: „Wat fällt die in, ick bin ja kein Doktor.“ Es war grade die Zeit, dass das Licht angezündet wurde, er sagte, dass er jetzt doch nicht nach [New Holstein](#) gehen könne, denn in Kiel war auch kein Doktor, und bestand darauf, dass ich den Verband anlegen sollte. „Nun, ich will's so gut machen, wie ich kann“, sagte ich zu ihm, „aber du gehst gleich zum Doktor und lässt es ihn sehen, um zu erfragen, ob es so richtig sei.“ Ich holte einige Schindeln und zeigte ein paar Gästen, die bei mir saßen, wie sie die Schienen schneiden sollten, während meine Frau die nötige Leinwand besorgte. Als nun alles hergerichtet war, ließ ich von zwei Männern den Arm anziehen, und als nach meinem eigenen Gutachten der Arm in der richtigen Lage war, wurden die Schienen angelegt und fest umwickelt. Dann wurde der ganze Verband mit kaltem Wasser angefeuchtet, aus einem Tuche wurde eine Armschlinge gemacht und dem Jungen über seinen Nacken gebunden. Als dies geschehen war, sagte der Junge: „Nu lat us na Hus gahn, nu is't all' recht.“ Ich forderte Harbrecht nochmals auf, nach einem Doktor zu gehen oder zu schicken und bis dahin den Arm stets feucht zu halten.

Am nächsten Morgen kam er in den Store, und als ich ihn fragte, ob er den Doktor gesehen hätte, sagte er: „Ne, de Jung fühlt ja gut, und het gar kein Pien.“ Nach acht Tagen nahm ich den alten Verband ab und ersetzte ihn durch einen frischen. Nach weiteren fünf bis sechs Wochen konnte der Verband abgenommen werden, und der Arm war gerade und vollständig geheilt. Harbrecht fragte, was er mir schuldig sei für diese Kur. Da ich von jeder Bezahlung abstand, wollte er es doch nicht unentgeltlich haben. Er brachte mir dafür einige Warenladungen von Sheboygen, wofür er keine Entschädigung annahm.

Nach mehreren Jahren besuchte mich Harbrecht jr., der eine [103] Schmiede an der Plankroad betrieb. Nach der ersten Begrüßung fragte ich ihn: „John, wat makt dien Arm.“ „Og“, sagte er, „de is vel beter as mien

Andern.“ Dabei schwang er damit in der Luft herum. „Lat mal sehn“, sagte ich, und musste genau fühlen, um die Bruchstelle zu finden, an dem sich ein ganz kleiner Knorpel am Knochen gebildet hatte.

Als unser jüngster Sohn und der Sohn unseres Nachbarn Gilbert, die beide im gleichen Alter standen, die Masern bekamen, behandelte ich meinen Sohn mit Wasserumschlägen, Einpackungen und Bädern, während mein Nachbar bei seinem Sohn den Priester Oswald vom Badischen Settlement, der auch zugleich als Doktor fungierte, zu Rate zog. Nach Verlauf einiger Zeit kam die Frau Gilbert eines Abends vor mein Fenster und jammerte, dass ihr Hermann sterben würde. Sie ersuchte mich, ich möchte doch auch bei ihm die Wasserkur anwenden, was ich nach langem Bitten auch tat. Da sie keine wollenen Decken hatte, nahm ich die meinigen mit und wickelte den Jungen ein, worauf er nach Verlauf von 1½ bis 2 Stunden recht heiß wurde. Hierauf wurde er abgewaschen, und er wandte sich bereits zur Besserung.

Da nun der Junge am andern Morgen nicht gleich herumliefe, ging Frau Gilbert wieder zu dem Doktor. Ich aber behauptete schon damals, dass sich der Junge bedeutend besser befinde als vor dem Einpacken. Natürlich hörte nun meine Hilfe auf. Zu meiner Beruhigung lebte der Junge noch vier Tage, wo er dann starb. Nach dem Tode desselben ging das Gerüde, als wenn ich mit meiner angewandten Kur die Schuld hätte, während mein Sohn am Leben blieb und bald darauf genas.

Einige Jahre später bekam mein Sohn einen hässlichen Ausschlag an dem ganzen Körper. Ich gebrauchte meine altbewährte Wasserheilmethode. Obgleich ich von allen Seiten dringend gemahnt wurde, doch den Doktor holen zu lassen, konnte mich aber nicht entschließen, dieser Mahnung Gehör zu schenken, da ich zu meiner Wasserkur großes Vertrauen besaß. Man sagte mir: „Wenn Du nun keinen Doktor nimmst und der Junge stirbt, was sagst du dann?“ „Nun“, entgegnete ich, „dann ist er tot; nehme ich aber einen Doktor und er stirbt dann auch, dann habe ich obendrein noch die großen Doktorrechnungen zu bezahlen.“

Als ich eines Tages in meiner Schlafkammer mit dem Jungen eben beschäftigt war, trat Dr. Le Viseure mit einem Patienten ein, den er in meiner Kammer konsultierte, weil er in unserem Hause nicht fremd war. Als er mich mit meinem Sohne so beschäftigt antraf, entfernte er sich wieder und begab sich nach oben mit seinem Patienten in ein Fremdenzimmer. Nachdem ich [104] meinen Sohn wieder ins Bett gebracht hatte, ging ich in das Wirtszimmer, wo mir der Doktor entgegenkam. Er klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Captain, glauben Sie ja nicht, dass sie den Jungen mit ihrer Wasserheilmethode kurieren können, da muss etwas anderes gebraucht werden.“ Ich entgegnete ihm: „Herr Doktor, ich kann's nicht ändern, ich will es einmal probieren.“

Ich hatte schon genug von den Geheimmitteln. Was sollte man aber auch unter dem Ausdruck: „Etwas anderes“ verstehen? Vielleicht irgend ein Giftpräparat,

das in den Körper eingerieben oder auch eingenommen werden soll, damit der Körper tributpflichtig dem Doktor verfällt.

Nach Verlauf von ungefähr vier Wochen ließ das Fieber nach, und der Körper fing an zu heilen; sechs Wochen waren verflossen und unser Sohn war völlig hergestellt, und keine Spur von Ausschlag war am ganzen Körper sichtbar. Wäre mir der Junge gestorben, so wäre ich als Mörder meines Kindes dagestanden, weil ich keinen Doktor zu Rate zog, denn so ein Laie wie ich darf sich nicht einmal mit seiner eigenen Gesundheit, geschweige denn mit der Krankheit anderer befassen. Ein Doktor hat freilich das Privilegium, die Menschen mit seinen Medikamenten zu vergiften, wofür er auch nicht bestraft werden kann, da die Regierung und das Gericht in den meisten Fällen auf seiner Seite stehen.

Eines Tages ging ich von Chilton nach der Stadt. Da hörte ich hinter mir einen Schlitten daherkommen. Ich trat auf die Seite, um den Schlitten vorbeizulassen, als plötzlich ein Mädchen aus dem nahe gelegenen Haus lief. Die Pferde wurden scheu und wichen nach der Seite aus, wo ich stand. Die Deichsel des Schlittens traf mich so heftig in den Rücken, dass ich zu Boden fiel. Die Pferde gingen durch, die Deichsel über meinen Nacken und drückte mich so zusammen, dass ich den Kopf zwischen den Beinen hatte und die Rippen leiden mussten. Trotz der Schmerzen, welche ich empfand, fuhr ich doch dringender Geschäfte halber mit zur Stadt. Ich musste meine Geschäfte beschleunigen, da die Schmerzen zunahmen. Zu Hause angekommen, begab ich mich gleich ins Bett, das ich einige Tage hüten musste. Durch Anwendung von kalten Umschlägen und Einhüllen in wollene Decken machte ich so gute Fortschritte in der Besserung, dass ich nach einigen Tagen das Bett wieder verlassen konnte.

Einen ähnlichen Fall erlebte ich, als ich Assessor für Town Chilton war. Ich fuhr im Land umher, um meine Abschätzung zu machen. Am zweiten Tage war ich schon mit einigen Farmern fertig geworden, als ich wieder vor einem Farmhaus [105] mein Pferd anhielt. Als sich nach beendeten Geschäften mein Pferd wieder losbinden wollte, wurde dasselbe scheu und brannte mit mir durch. Ein toter Hund war die Ursache des Scheuwerdens. Neben einer Brücke lag ein großer Stein, an dem der Wagen anfuhr, wodurch ich so unsanft zur Erde geschleudert wurde, dass ich Verletzungen am Kopf und Hals erlitt und durch die Erschütterung beinahe ohnmächtig wurde. Das Pferd lief noch zwei Meilen weiter, wo es dann mehrere Arbeiter auffingen.

Ein irischer Farmer, der in der Nähe wohnte, hob mich auf und führte mich nach seinem Hause, in welchem ich mich auf das Sopha legte. Bald darauf kam mein Farmer mit einer Flasche und Ointment, mit dem ich mich einreiben sollte, er sprach: „Just smell it, it is very strong.“ Aber ich dankte ihm dafür und bat um Wasser und einen Leinenlappen, was mir auch gege-

ben wurde. Der Lappen wurde feucht gemacht und auf die schmerzhafteste Stelle gelegt. Der Bauer war sehr freundlich; er ließ seinen leichten Wagen anspannen und brachte mich nach Hause. Dort angekommen, sagte ich zu meiner Frau, dass ich mich ins Bett legen müsste. Dies war am Dienstag. Die nassen Umschläge wurden fortgesetzt, und wenn dieselben zu heiß oder zu trocken waren, mussten sie erneuert werden. Am Donnerstag Mittag setzte ich mich im Bette auf und bat meine Frau, mir das Essen zu bringen, da ich seit den letzten Tagen keinen Appetit hatte. Nach zwei weiteren Tagen konnte ich das Bett wieder verlassen. Am Sonnabend konnte ich schon wieder ausgehen, obgleich es mir sehr schwer fiel. Darauf ging ich meinem Amte wieder nach und in kurzer Zeit war alles wieder in Ordnung.

Ich will hier nur noch einen Fall erwähnen. Als wir erst einige Monate in Alexandria gewesen waren, ging ich eines Vormittags mit einer Milchkanne nach der Brauerei, um Bier zu holen. Der Sternwirt (so wird nämlich das für den Gebrauch der Brauarbeiter bestimmte Fass genannt.) war noch nicht angezapft, da die Leute noch mit Abfüllen beschäftigt waren. Ich ging deshalb nach dem Lagerkeller, um dort ein frisches Glas vom Fasse zu erhalten. Dieser Keller lag 4—5 Fuß tief und ist ziemlich dunkel. In der Meinung, ich sei an der Kellertreppe, machte ich einen Fehltritt und stürzte die Treppe hinunter. Einer der Männer, welche im Keller beschäftigt waren, eilte auf mich zu und richtete mich wieder auf. Er brachte mich nach oben, worauf ich dann mühsam nach Hause ging. Zu Hause angekommen, überfiel mich ein solcher Schwindel, dass es mir ganz schwarz vor den Augen wurde. Ich befahl meiner Frau, sie möchte das Dienstmädchen bei Herrn Wegener holen lassen, damit [106] dasselbe die Badewanne mit Wasser fülle. Als dies besorgt war, nahm ich ein Bad und blieb so lange darin, bis es mich am ganzen Körper schüttelte vor Kälte. Hierauf legte ich mich ins Bett und die verletzten Stellen wurden mit nassen Tüchern und wollenen Decken eingewickelt, und so lange als ich ruhig dalag, empfand ich keine besonderen Schmerzen. Am zweiten Tage stellte sich noch mehr Hitze ein, weshalb ich wieder das gleiche tat wie tags zuvor.

Mein Schwiegersohn, welcher mich damals besuchte, gab mir den Rat, ich sollte doch etwas zum Einreiben an den betreffenden Stellen gebrauchen, worauf ich ihm entgegnete, dass ich nur mit meiner Wasserkur fortfahren werde. Nach 8—10 Tagen konnte ich das Bett wieder verlassen, musste mich aber der Krücken noch so lange bedienen, bis die blauen Flecken an den geschundenen Teilen des Körpers gänzlich verschwanden.

Nun, lieber Leser, glaube ich, dir von meinen Krankheitsfällen genug erzählt zu haben. Betrachten wir dieses nun von einer anderen Seite, nämlich wenn ich jedes Mal den Doktor gebraucht hätte. Erstens hätte es eine große Summe Geldes gekostet, und zweitens hätte ich viel mehr Schmerzen auszustehen gehabt und viel

längere Zeit in Anspruch genommen, um wieder auf die Beine zu kommen. Abgesehen davon, was wäre das Ende vom Liede gewesen? Ich müsste vielleicht mein Leben lang mit dem Stocke herumlaufen und manche Nacht unter Schmerz verbringen, während ich mich jetzt gesund und kräftig fühle und auch einen sehr guten Schlaf habe. Es sind dies meine Ansichten, und wie du, lieber Leser, darüber denkst, das sei dir überlassen. Betrachte z. B. einen Doktor, der zu einem Patienten gerufen wird. Zuerst fühlt er den Puls des Kranken; ist es gefährlich, so nimmt der Doktor seine Taschenuhr in die Hand, und der Puls wird nach der Sekunde gezählt. Auch lässt er sich in den meisten Fällen die Zunge zeigen; um die Hitze des Körpers zu erforschen und festzustellen, ob auch Fieber vorhanden ist, steckt er das Thermometer in die Achselhöhle, damit nicht allein der Patient, nein auch die Angehörigen es sehen, wie schwierig es für den Doktor ist, die Krankheit richtig zu erkennen. Nach diesen Vorbereitungen wird ein Rezept geschrieben, denn ohne dieses würde er sein Geschäft nicht verstehen, das liebe Publikum verlangt es ja so. Nun wird je nachdem ein fieberstillendes, ein beruhigendes, ein kühlende usw. Mittel verschrieben, welches denn auch mit gläubiger Seele verschluckt wird. Das Wasser aber, nach welchem der Kranke in der Regel lechzt, wird nicht gegeben. Alle diese Experimente braucht der Wasserarzt nicht, wenn er nur einen Teil der äußeren Haut sieht, kann er [107] schon beurteilen, ob Fieber vorhanden ist oder nicht, und kann bei einigem Nachdenken mittelst Wasser kühlen oder wärmen, wie es die Umstände mit sich bringen, und es bleiben keine nachteiligen Folgen. Rausse sagt in seiner „Anleitung zur Ausübung der Wasserheilkunde“: „In der Naturheilkunde gibt es nur zwei wesentliche akute Krankheitszeichen, das sind: Entzündung und Fieber. Die Heilversuche des Organismus, Krankheitsstoffe auszuschleiden, können allein durch das Gefäßsystem, als dem Träger des Blutes, vermittelt werden, weil allein das Blut ausschleidende Stoffe verflüssigt und transportabel macht. Wo daher der Organismus Krankheitsstoffe ausschleiden will, dahin schickt er mittels der Arterien eine abnorme Menge Blut und retardiert gleichzeitig den Rückgang desselben in die Venen; das ist: Entzündung. Der Prozess der Entzündung kann nur an den peripherischen Enden und Anfängen der Arterien und Venen im Kapillargefäßsystem stattfinden, da nur hier eine Verflüssigung und Fortschaffung zustande kommt.

„Die Fortschaffung des Krankheitsstoffes kann zugleich eine Ausscheidung sein, wenn der Entzündungsprozess in sekretierenden und exkremierenden Organen vor sich geht. Sind es aber nicht Sekretions- und Exkremationsorgane, die vom Krankheitsstoff befallen und entzündet sind, oder steht die Ausscheidungsfähigkeit der Sekretions- und Exkremationsorgane in ungleichem Verhältnis zu dem auszuschleiden Krankheitsstoff, so sucht sich der Krankheitsstoff weitere Ausscheidungswege, tritt durch das venöse Kapillar-

gefäßnetz in die Venen und so in die allgemeine Blutzirkulation, um von hier aus und mittelst dieser ausgeschieden zu werden; das ist Fieber oder Teilnahme des Gesamtorganismus an dem Entzündungs-, Ausscheidungs- oder Heilungsprozess. Fieber im Allgemeinen kommt zustande durch Reizung der Gefäß- und Herznerven; bei dem Entzündungsfieber verursacht diesen Reiz hauptsächlich der in die Gefäße eingetretene Krankheitsstoff, doch wird hieran auch der Entzündungsprozess, die Hitze, die Geschwulst, der Druck usw. direkten örtlichen Anteil haben. Entzündung und Fieber sind von der alten Medizin bisher immer als Krankheiten aufgestellt, und mit dem größten Unrecht. Die neuere, sich rationell nennende Medizin, gestützt auf die Resultate der pathologischen Anatomie, hat das Fieber bereits aus dem Krankheitsregister gestrichen und es nur für das bezeichnet, was es ist, „für ein Symptom, das nichts weiter andeutet, als dass irgendwo im Körper eine etwas bedeutendere Veränderung (Reizung) vorhanden ist. Die rationelle Medizin sollte jedoch auch bald dahin kommen – und wenn sie den Grundsätzen der Wasserheilkunde [108] oder nur den Resultaten der Wasserkuren bei entzündlichen Krankheiten etwas mehr Rücksicht und Aufmerksamkeit schenken wollte, als sie es bisher getan hat, würde sie sehr bald dahin kommen – dass die Entzündung gleichwie das Fieber auch nichts anderes ist, als ein Symptom, als ein Heilungszeichen, das zu unterstützen, zu hegen und zu pflegen, jedoch keineswegs eine nach Mediziner Weise auf Tod und Leben zu bekämpfende Krankheit ist! Nur noch einen Schritt weiter brauchte die pathologische Anatomie zu gehen, und sie stände auch auf dem Punkte, wo bereits die Naturheilkunde steht. Fasst sie doch bereits schon hauptsächlich die materiellen, physikalischen Veränderungen bei der Entzündung, die Blutüberfüllung und die Blutstockung im Kapillargefäßnetz ins Auge. Sie brauchte nur noch zu erkennen, dass die Entzündung selbst nicht, wohl aber der durch die Entzündung auszuschleidende Krankheitsstoff das eigentlich Nachteilige sei. Jedoch freilich durch die Unkenntnis der Resultate der Wasserheilung musste sie bei der bisherigen medizinischen Behandlung, d. h. bei der Nichtwasseranwendung, die Entzündung selber als etwas höchst Nachteiliges ansehen. Werden nämlich während des Entzündungsprozesses, wie das bei der medizinischen Behandlung immer geschieht, dem Organismus die normalen Lebensreize, vornehmlich das zur Verdünnung und Abkühlung des Blutes so notwendige Wasser in Form der lokalen und allgemeinen nassen Umschläge, der Bäder und des Trinkens entzogen, und ihm gar noch neue abnorme Lebensreize obendrein eingeflößt, da er sich in ungeheurer Kraftentwicklung der alten zu erwehren und zu entledigen sucht, so wird allerdings Entzündung ein organischer Zerstörungsprozess; und wie eine Sünde die andere nach sich zieht, so sieht die Medizin, dann einmal auf Irrwegen, sich genötigt, um diesen Zerstörungsprozess zu verhü-

ten und ihrem Irrwahn die Krone aufzusetzen, dem Organismus, dem normalsten aller Lebensreize, das Blut zu entziehen! Und dieses Tun der rationellen Medizin nennt Liebig das der vollendetsten Wissenschaft! Rausse nennt es das der vollendetsten Dummheit! Durch die Nichtwasseranwendung bei der Entzündung wird das Blut nicht gehörig verdünnt und abgekühlt, es stockt, schwitzt aus (exsudiert) und gibt zu den verschiedenartigsten Zerstörungsprozessen, zu Verwachsungen, Brand, Eiterung, Verschwärung, Blutung, Wassersucht Veranlassung. Alle diese abnormen Vorgänge verhütet die Wasserheilkunde; sie verhütet die vollkommene Blutstockung, die Ausschwitzung durch Verdünnung und Kühlung des Blutes, und sie befördert die Ausscheidung des Krankheitsstoffes durch geeignete Anwendungsformen, Schweißregung usw. [109]

„Die rationelle Medizin wird höchstwahrscheinlich auch nach und nach aus sich selbst durch lang- und mühsam erworbene Erfahrungssätze dahin gelangen, wohin bereits die Wasserheilkunde gelangt ist. Doch sie konnte, meiner Meinung nach, auf viel kürzerem Wege dahin gelangen, wenn sie eben die einfachen Vernunftschlüsse der Wasserheilkunde adoptieren wollte. Aber freilich, einfache Vernunftschlüsse darf eine Fakultätswissenschaft nicht machen, wenn sie sich gleich eine rationelle nennt. Das wäre ja fakultätswidrig! Und gar von Laien gemachte Vernunftschlüsse, von Laien aufgestellte Grundsätze adoptieren, hieße das nicht, allen zunftgemäßen Wissenschaftsdünkel und Professoren- und Doktor-Hochmuth ablegen? Wäre das nicht

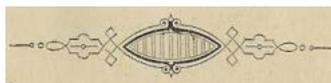
zu simpel, zu gemein? Die Fakultätswissenschaft muss ja eben über die Dornen und Klippen der wissenschaftlichen Forschung einhergehen, sie muss dem scholastischen Wortgeklapper und dem doktrinären Phrasentum Genüge tun!“ So schreibt Rausse, und wenn du, lieber Leser, etwas mehr von der Wasser- und Naturheilkunde erfahren und lernen möchtest, so schaffe dir die Bücher Rousse's über „Anleitung zur Ausübung der Wasserheilkunde“ an und ließ dieselben mit Nachdenken.

Prüfe Alles und behalte das Beste. In der ganzen Natur ist ja fast alles mit Wasser durchdrungen, selbst unsere Erdoberfläche hat zwei Drittel Wasser und nur ein Drittel Land, auch der menschliche Körper besteht, nach anatomischer Untersuchung, aus siebenundachtzig Prozent Wasser. Entzieht dem Gesunden das Wasser, so wird er krank, gebt dem Kranken Wasser und er wird gesund.

Nun, mein kleines Büchlein, nimm deinen Pilgerstab und wandre hinaus, und wenn du nur Einige zum Nachdenken gebracht hast, so hast du den Zweck erfüllt, den ich beabsichtigt. Manche werden über dich lachen und sagen, „der Alte, der dich geschrieben hat, ist wohl närrisch“; diese kannst du nur bedauern, denn die Fälle, die ich angeführt habe, sind doch wohl schlagend. Es wird gewiss noch einmal die Zeit kommen, wo dem Publikum die Augen geöffnet werden, wenn die Resultate der Wasserheilkunde mehr in die Öffentlichkeit dringen.

Alexandria, Douglas Co., Minn., Februar 1888.

A. G. Hayßen.



Geografischer Index

- A Licet
Licata16
- Aguadilla
Puerto Rico.....17
- Alecata
Licata16
- Alexandria MN.....41, 42, 45, 47
- Alicante.....37
- Angostura
Ciudad Bolivar.....19
- Anholt 7
- Antigo WI41
- Antwerpen.....10
- Äquator3, 21
Äquatorialstrom.....27
- Bahia..... 3, 7, 19
- Batavia *Siehe* Jakarta
- Bay of Success21
- Beach Geneva, MN.....42
- Bordeaux21
- Bornholm9, 10
- Brake..... 3, 11, 15, 36
- Bremen..... 1, 2, 3, 9, 10, 14, 15, 17,
19, 21, 34, 35, 36, 42
- Bremerhaven 10, 17, 36, 38
- Bristol36
- Cardiff.....36
- Chilton41, 45
- Christiansöe
Erdholm..... 9
- Christianssund..... 13, 14
- Christinestadt..... *Siehe* Kristinestad
- Ciudad Bolivar19
- Cobijo, Peru18
- Concepción.....21
- Cuxhaven15
- Datumsgrenze.....27
- Dominica
Marquesas22, 23
- Dordrecht 16, 17
- Douglas County, MN.....47
- Dwa[r]s in de Weg
Sangiang.....29
- Elsfleth..... 2, 10, 15, 38
- Erdholm *Siehe* Christiansöe
- Falkland-Inseln.....21
- Falmouth17
- Formosa *Jetzt* Taiwan
Taiwan27
- Fredricksstadt *Siehe* Friedrichstadt
- Friedrichstadt.....7, 9
- Guaymas
Golf von Kalifornien.....26
- Hamburg 18, 19, 33
- Hammerfest..... 11, 36
- Harburg36
- Hawaii
Sandwich-Inseln.....26
- Helsingör 7
- Holtenuau 10
- Hongkong..... 26, 27, 28, 29
- Honolulu.....27, 29
- Huangpu
Wampoa 27
- Hull 2
- Isole Tremiti 36
- Jaderberg 4
- Jakarta
Batavia32, 33, 34, 35, 42
- Jütland 5
- Kap der Guten Hoffnung..... 35
- Kap Hoorn.....17, 21
- Kattegat5, 7
- Kiel WI..... 39, 40, 41, 44
- Klippkanne
Brake..... 7
- Korallenriff
Schiffbruch bei Krakatau..... 29
- Krakatau
Schiffbruch auf Korallenriff 29
- Kristinestad..... 3
- L'homme dieu, MN
See..... 42
- Læsø.....5, 7
- Landwehr 10
- Lessoe
Læsø.....5, 7
- Libau
Liepāja..... 9
- Licata
A Licet, Alecata 16
- Lido.....15, 16
- Liepāja
Libau 9
- Liverpool 7
- London27, 36
- Malaga 37
- Marquesas-Inseln22, 23
- Mazatlán
Mexiko22, 26, 27
- Messina16, 37
- Milwaukee WI.....39, 41
- Navachiste, jetzt Bahia de Ohuira... 22
- Navarhista *Siehe* Navachiste
- New Holstein WI..... 44
- New York 17, 19, 20, 21, 26, 39
- Newcastle on Tyne..... 17
- Nübbel.....9, 10
- Nukkahiva *Siehe* Nuku Hiva
- Nuku Hiva
Marquesas..... 23
- Oldenburg..... 1, 15, 27, 36
- Otahaiti
Tahiti22, 23, 24, 25, 26
- Ovelgönne 3
- Palermo 37
- Port Washington WI..... 39, 40
- Portsmouth..... 19, 21
- Puerto Rico 17
- Rendsburg..... 10
- Rio de Janeiro 18, 19
- Rockville WI.....40, 41, 44
- Rodenkirchen
Stadland..... 1, 43
- Rom..... 16
- Rönne 10
- Rotterdam 37, 38
- San Franzisco.....21, 22, 26, 27, 29, 36
- San Nicola
Isole Tremiti..... 36
- Sandwich-Inseln
Hawaii..... 26
- Sangiang
Dwars in de Weg.....29
- Sheboygan WI 40
- Sizilien..... 16, 37
- Skagen 5, 7
Skagenfeuer 5
- Sonora
bei Navachiste..... 22
- St. Helena35, 36, 37
- St. Malo 5
- St. Paul MN41
- Stettin 5, 7
- Stotel 1
- Str . . . ist Strohausen..... 1
- Strohausen9, 11, 36
- Syracuse37
- Tahiti 22, 23, 24, 25, 26
- Taiwan..... *Siehe* Formosa
- Talcahuano
Hafen von Concepción, Chile 21
- Tejo
Mündung..... 38
- Tettens 7
- Texel 19
- Town Schleswig WI..... 40
- Tremiti
Isole Tremiti..... 36
- Triest 15
- Trindelen
Leuchtschiff Læsø Trindel..... 5
- Trinity a mare *Siehe* Tremiti
- Vaasa
Wasa..... 3
- Valparaiso..... 17, 18, 21, 25, 26
- Vege sack 11, 36, 43
- Venedig 11, 12, 15, 16, 36
- Vlissingen..... 10
- Wampoa *Siehe* Huangpu
- Wasa
Vaasa 3
- Wremen 2

Der Index wurde bei der Übertragung des gedruckten Textes hinzugefügt.

Faksimile des Originaldruckes:

[www.hayssen.us/Erlebnisse auf See und an Land - Original Version.pdf](http://www.hayssen.us/Erlebnisse%20auf%20See%20und%20an%20Land%20-%20Original%20Version.pdf)

Dieser deutsche Text als Digitalversion:

[www.hayssen.us/Erlebnisse auf See und an Land - Modern German Version.pdf](http://www.hayssen.us/Erlebnisse%20auf%20See%20und%20an%20Land%20-%20Modern%20German%20Version.pdf)

